

## V.

FORTGANG UND ABSCHLUSS DER  
LEBENSBECHREIBUNG.

Im Jahre 1890 verkündete Mirza Ghulam Ahmad, es sei ihm offenbart worden, daß er der verheißene Messias sei. Der Erfolg dieser Ankündigung war, daß Widerstand und Verfolgung sich wütend gegen ihn erhoben. Das aber sind zwei Mächte, gegen die sich verteidigen zu müssen, noch stets das Privilegium der Wegbereiter des Menschengeschlechtes gewesen ist. Kein geringer Mann wurde je um der Wahrheit willen verfolgt. Diese Auszeichnung ist vielmehr den Größten vorbehalten. Und gewiß, es ist keine leichte Aufgabe, eine neue Idee zu verfechten, noch weniger, eine alte ins Leben zurückzurufen und etwas neu zu beleben, was gestorben und seit langem vergessen ist. Der Reformator stört das gleichmütige Behagen des Volkes, er erschüttert eingewurzelte Begriffe, langjährige Vorurteile, alt überkommenen Aberglauben. Er bietet den Menschen neue moralische Werte an, die ihr Fassungsvermögen weit überschreiten. Das Volk hängt leidenschaftlich an dem, was schon die Vorfahren für das Höchste und Beste hielten, der Reformator klagt das Ueberkommene ebenso leidenschaftlich als falsch und verderblich an. Die Masse wünscht, an der Vergangenheit festzuhalten, der Reformator setzt alle Kraft daran, daß sie vorwärts schreite. In unserem Falle schaute die Menge nach einem kriegerischen Messias und einem blutdürstigen Mahdi aus, der die Erde mit Leichen bedecken sollte. Statt dessen fand man einen einfachen Mann, dessen Demut über alle Begriffe hinaus ging, dessen Veranlagung zu Höflichkeit und Milde keine Grenzen kannte, dessen Geduld, dessen Langmut auch im Falle unbarmherzigster Verfolgung alles je Dagewesene überstieg. Er ertrug es, daß man ihm mit Schmähungen zu Leibe ging, er belohnte es mit einem Lächeln, wenn man ihn schalt. Und dies war seine geheime Größe, nie jemanden fühlen zu lassen, um wie weit er ihn überragte.

Welches waren nun die Einflüsse, die in Indien gegen Mirza arbeiteten? In einem Lande, in dem die Bildung rückständig und Unwissenheit und Denkfähigkeit an der Tagesordnung sind, da findet der Aberglaube seine natürliche Brutstätte, und da gibt es auch immer Männer, die die Unkenntnis des Volkes auszunutzen verstehen. So leben auch heute noch in Indien Tausende, die ihr dunkles Gewerbe fleißig in diejenigen Volksschichten betreiben, die

noch nicht von der Ahmadi-Bewegung erfaßt worden sind und von ihr Aufklärung erhalten haben. Jene Dunkelmänner setzen sich sogar zum Teil aus sogenannten religiösen Führern zusammen. Diese plündern das leichgläubige Volk aus, indem sie das Wenige, was sie an Wissen mehr haben als ihre Anhänger, klug benutzen. Es handelt sich um eine berüchtigte Art von Scheingelehrten, die während der letzten Jahrhunderte die Plage der moslemischen Länder gebildet haben. Aus dieser Menschenklasse begegnete Mirza denn auch der erbitterteste Widerstand. Freilich, hätte er sich selbst unter sie gemischt und das Volk mit ausgebeutet, so würden sie seine zuverlässigsten Stützen geworden sein. Aber das Schlimme war, daß er keine eigene Axt besaß, die er im Verborgenen zu schleifen vorhatte. Sondern er wünschte, daß jeder, statt auf vermeintliche Besserwisser zu hören, unabhängig unter Gebrauch seines eigenen Verstandes nachdächte. Sein Ziel war, den alten Islam aus Muhammads Tagen zurückzubringen. „Zurück zu Muhammad“, das blieb sein Ruf bei Tag und Nacht. Mit Recht konnte der Dichter Iqbal sagen, wenn man ein Bild wahrer islamischer Kultur sehen wolle, so solle man nach Qadian gehen in das Heim Mirzas. Iqbals Wunsch verhalte ungehört. Denn Mirzas Feinde hatten nicht die Absicht, sich von seinem Werte zu überzeugen. Nein, seine Aufrichtigkeit, seine herzliche Ergebenheit für die Sache des Islam und seine tiefe Einsicht in dessen echtes Wesen waren den schriftgelehrten Reaktionen, die wider ihn standen, nur unangenehm.

Trotz alledem darf man vielleicht der Meinung Ausdruck geben, daß es gut ist, wenn die Reformatoren der Verfolgung ins Gesicht sehen müssen. Wenn sie zu zeigen haben, in wieweit sie gewillt sind, für ihre Sache zu leiden, und welchen Preis sie zu Gunsten der Wahrheit zahlen wollen, die sie dem Volke anbieten. Sind sie schwache und unwürdige Männer, besitzen sie nicht die Größe, die sie präbendieren, sind sie wohl gar falsche Propheten, Betrüger und Lügner, so wird der Sturm des Widerstandes sie zerbrechen, und sie werden sich dem Gelächter und dem Spott der ganzen Welt preisgegeben sehen. Ihr Name wird ausgelöscht werden, und ihr Andenken wird bald in Vergessenheit versinken. Haben sie aber das Zeug zu ihrer Mission, so werden sie aus allen Angriffen nur gekräftigt hervorgehen. Nun würde der Sturm, der über dem Haupte Mirzas achtzehn Jahre lang wütete, wohl das Herz jedes gewöhnlichen Streblichen zermürbt haben. Christen, Hindus, Moslems, Sikhs, das ganze Land stand gegen ihn auf

einträchtig wie ein Mann. Alle wollten sie ihn vernichten. Als seine Feinde einer nach dem anderen in öffentlichen Diskussionen von ihm besiegt worden waren, als ihre Steinwürfe den Zweck verfehlt hatten, ihn zum Schweigen zu bringen, als seine Gegner ihren Vorrat an Schmähungen, Verleumdungen und Schimpfworten erschöpft hatten, — die Presse verschrte ihn durch ganz Indien, — da schlepten sie ihn mittels falscher Anschuldigungen vor das Gericht (das er aus Jugendtagen doch so sehr verabscheute). Eine lange Reihe krimineller Beschuldigungen wurde gegen ihn ins Werk gesetzt, und alle verschwanden sie schließlich als nichtig in der Versenkung. Die Sache, die im Jahre 1897 von christlichen Missionaren gegen ihn angezettelt wurde, war wohl die ernsteste von allen. Sie war in großem Maßstabe vorbereitet.\*) Beteiligt waren an dem Prozeß sowohl Christen wie Moslems und Hindus. Und zwar wurde eine Anklage wegen versuchten Mordes gegen Mirza erhoben. Der Ankläger war ein Doktor Henry Martyn Clarke von der christlichen Missionsgesellschaft. Moslemischerseits suchte Maulvi Muhammad Husein aus Batala Clarks Behauptung durch Beweismaterial zu stützen. Und der Präsident der Arya Samaj, von Beruf Advokat, erbot sich, die Anklage kostenlos zu führen. Aber der Richter durchschaute bald das Komplott. Er fand, daß die Verschwörung nur das letzte Aufflammen eines blinden Hasses und die niedrige Anstrengung eines sterbenden Feindes bedeutet

\*) Maulvi Muhammad Ali beschreibt in seiner „Ahmadia Movement“ diesen Fall folgendermaßen: Die Anschuldigung gegen den Verheißenen Messias bestand darin, daß er einen jungen Mann namens Abdul Hamid mit dem Befehl nach Amritsar gesandt haben sollte, Dr. Clarke zu ermorden. Die von Dr. Clarke verfaßte Anzeige an die Behörden wurde von seinen Untergebenen unterstützt. Aber auch von anderer Seite versuchte man, Dr. Clarks Behauptung glaubhaft zu machen. Seitens der Moslems erbot sich Maulvi Muhammad Husein aus Batala, Beweismaterial für den Prozeß beizubringen, während der Präsident der Arya Samaj den Gegnern Mirzas seine Dienste als Rechtsberater anbot; er wollte kostenlos für die Sache des Verfolgers tätig sein. Dergestalt machten drei Nationen gemeinschaftliche Sache wegen eines Mannes, und alle Welt blickte voll Neugier und Erwartung auf den Tag, an dem das Urteil gegen ihn gesprochen werden sollte. Aber mit ungetrübtem Blick erkannte der Richter, daß die Dokumente gegen den Angeklagten meist von den Klägern selbst vertfertigt waren. Und so wurde Mirza freigesprochen. Dabei ergab sich folgende Eigentümlichkeit: Einige Wochen vor der Einsetzung des Gerichtsverfahrens hatte der Verheißene Messias die Vision gehabt, daß ein Blitz sein Haus traf, aber es nicht verletzte. Diese Vision war von den Worten begleitet: „Das bedeutet nichts als eine Drohung von seiten der Obrigkeit.“ Im Laufe des Gerichtsverfahrens hatte er dann noch weitere Offenbarungen, die ihm seine Befreiung von der Anklage in Aussicht stellten. Alle diese Offenbarungen sind in dem Titelblatt des „Kitab-ul-Bariyyat“ (wörtlich: „Buch des Freispruchs oder der Unschuld“) veröffentlicht. In Uebereinstimmung mit diesen Offenbarungen wurde die Angelegenheit, die dem Anschein nach eine sehr ernste gewesen war, denn auch beigelegt.

der, in offener Schlacht besiegt, die Kraft nicht mehr zu ehrlichem Kampfe fühlte. Die Sache wurde abgewiesen. Enttäuscht, daß Mirza durch ihre Anstrengungen bei Gericht nicht in Ungelegenheiten geraten war, griffen seine Feinde nun zu anderen und noch niedrigeren Methoden. Sie fingen an, die Ohren der Behörden mit seltsamen Erzählungen zu füllen. Sie berichteten, daß Mirza Ghulam Ahmad in geheimem Briefwechsel mit dem Emir von Afghanistan stehe, und daß zwischen diesen beiden ausgemacht sei, wenn der Emir das Land von außen überfiele, würde Mirza mit seinen Anhängern daheim plötzlich eine Revolte veranstalten. Ein Offizier kam im Auftrage der Regierung mit einer Polizeitruppe und umzingelte Mirzas Haus. Als der Offizier Mirza aber dann Auge in Auge gegenüber stand und sprach, da schmolz er selbst und sein Argwohn vor der Heiligkeit dieses wunderbaren Mannes dahin.

Achtzehn Jahre lang fand sich Mirza beständig jeder Art von Anschlägen ausgesetzt. Wich er aus? Zeigte er einen einzigen Augenblick Schwäche? Mirzas Herz war für alle Furcht abgestorben. Es war bei ihm kein Schwanken und Zweifeln. Mit felsenfestem Glauben an das Recht und die Gerechtigkeit seiner eigenen Sache, mit unerschütterlichem Vertrauen auf den beschützenden Arm des Allmächtigen fuhr er fort, der Feindschaft ganz Indiens zu trotzen. Mit dem Rücken an der Wand focht er wie ein verwundeter Löwe und zeigte eine Beharrlichkeit und Entschlossenheit, die ihm selbst bei seinen Feinden Bewunderung gewann. Ja, der feindliche Ansturm rief ihn sogar zu gesteigerter Tätigkeit auf, und die letzten achtzehn Jahre seines Lebens waren die fruchtbarsten. Von Platz zu Platz reiste er zum Zwecke seiner Vorlesungen, auf den Ruf seiner Gegner stellte er sich diesen jederzeit, endlich verfaßte er viele Bücher.

Aus dem Bereich eines so außerordentlich tätigen Lebens lassen sich natürlich nicht alle Einzelheiten zur Darstellung bringen. Aber ein großer Dienst sei doch hervorgehoben, den er der Wissenschaft 1895 leistete. Die indische Sikh-Religion hat eine Anhängerschaft von ungefähr zwei Millionen Menschen. Der Begründer dieses Glaubens, Guru Baba Nanak, war ursprünglich ein Hindu und lebte im frühen sechzehnten Jahrhundert. In seiner Jugend studierte er den Heiligen Quran, wurde Moslem, betete wie die Moslems und schloß sich sehr innig den moslemischen Sufis an. Später wanderte er durch das Land, diskutierte mit den Hindus und machte ihnen Vorstellungen, sie sollten den Götzendienst und andere heid-

nische Sitten aufgeben. Statt dessen forderte er sie auf, den unsichtbaren einzigen Gott anzubeten. Es ist sehr leicht möglich, daß Nanak auch eine Pilgerfahrt nach Mekka gemacht hat. Da die Sekte vorwiegend aus ungebildeten Bauern und Dorfhandwerkern besteht, haben die Sikhs niemals literarische Fähigkeiten betätigt, und mit Ausnahme ihrer heiligen Hymnen und einiger Biographien, in denen es den Verfassern kaum gelingt, die Tatsachen recht auseinander zu halten, haben sie keine Literatur hervorgebracht. Infolgedessen sind die Nachrichten von den Anfängen dieses Glaubens sehr mager. Wir können nur vermuten, daß bei Nanaks Tode einige als seine Nachfolger in seinen Fußtapfen wandelten und nach Art der Sufis lebten. Nanak selbst hatte keinerlei Absicht, eine neue Religion zu schaffen. Dies ergibt sich aus der Tatsache, daß noch etwa ein Jahrhundert später der Orden seiner Jünger nur aus ungefähr fünf Personen bestand. Aber das damals regierende Haupt des Ordens verwandelte ihn in eine Sekte. Es war das der Fünfte in der Linie der Ordensleiter und der Erste, der eine Propaganda begann und Abgaben erhob. Da Nanak selbst unter den Hindus gewirkt hatte und seine Nachfolger und Anhänger alle aus den Reihen der Hindus hervorgingen, schien es, als sei da eine Sekte der Hindus entstanden. Und noch heute sind alle gesellschaftlichen Gebräuche der Sikhs die gleichen wie bei den Hindus; allem Anschein nach sind sie auch Hindus, nur mit der Ausnahme, daß sie den Götzendienst ablehnen und in ihrem Glauben Monotheisten sind. Ihr heiliges Buch, „Der Granth“ wird sehr wenig gelesen. Es wird als zu heilig betrachtet, um jeden Tag und von jedermann in die Hand genommen zu werden. Auch ist die Sprache darin zu altertümlich, um allgemein verstanden zu werden. Aber ein Studium dieses heiligen Buches offenbart die Tatsache sonnenklar, daß der Begriff von Gott, der in diesem Buche entwickelt wird, unter sämtlichen Weltreligionen dem des Islam am nächsten kommt.\*)

\*) Dr. Barrett hat in seinem Buche „The Heart of India“ die Ansicht ausgesprochen, daß der Gottesbegriff im Sikhismus eine Erinnerung an den Phalluskult der Siwa-Religion der Hindus ist. Der Verfasser gründet seine Meinung auf eine englische Uebersetzung der Sikh-Schriften und scheint das Punjab-Idiom nicht zu kennen. Denn es ist eine Sonderheit dieser Sprache, daß in ihren Liebesliedern das weibliche Geschlecht immer das männliche anredet und nicht umgekehrt, wie es in anderen Sprachen üblich ist, wahrscheinlich, weil die Ergebenheit der Frau, gepaart mit ihrer Hilflosigkeit, der Poesie ein größeres Pathos verleiht, als es vom Manne aus der Fall wäre, Daher sind die leidenschaftlichen Gesänge Nanaks, in denen sich der Sänger als Frau denkt, die ihr Herz nach dem abwesenden Geliebten ausströmt, in Wahrheit nur Lieder, in denen der Heilige über die Entfernung wehklagt, die ihn von der Quelle des All-Lichts und der Liebe, von Gott trennt.

Deshalb und angesichts der persönlichen Lebensführung Nanaks gab es viele Gelehrte, die den Sikhismus als eine Abzweigung des Islam bezeichneten. (Siehe Hughe's Dictionary of Islam) Aber die Sikhs selbst und die Hindus haben das niemals zugegeben, und auch die Mehrzahl der europäischen Gelehrten lehnte diesen Standpunkt ab. Der Verheißene Messias nun begab sich an ein gründliches Studium des Gegenstandes und veröffentlichte die Resultate seiner Forschungen in einem Werk „Sat Bachan“ („Der wahre Ausspruch“). Seine Bemühungen führten nämlich zu einer wichtigen Entdeckung, die ich hier mit Maulvi Muhammad Ali's Worten schildere: Im September 1895 unternahm Mirza eine bedeutsame Reise nach Dera Baba Nanak, einem Dorfe im Gurdaspur-Distrikt. Die Umstände, welche ihn veranlaßten, und das Resultat jener Expedition hat er im „Sat-Bachan“ geschildert, einem Werke, das bald nachher erschien. In Dera Nanak aber wird eine Chola aufbewahrt, die ein Andenken an Guru Nanak selbst ist, und die sich in Verwahrung seiner Nachkommen befindet. Es handelt sich um einen langen Rock mit kurzen Aermeln, der aus braunem Tuch verfertigt ist. Eine Ueberlieferung in der Sakhî von Bhai Bala, allgemeiner bekannt als Angads Sakhî, stellt fest, daß die Chola dem Nanak vom Himmel gesandt wurde, und daß darauf von Natur geschriebene Worte in arabischer, türkischer, persischer, hindustanischer Sprache und in Sanskrit zu sehen waren. Aus dieser Ueberlieferung muß vernünftigerweise geschlossen werden, daß die Schrift auf der Chola entweder Nanak selbst offenbart wurde, und in diesem Falle würde jedes Wort als vom Himmel gesprochen zu gelten haben, oder die Chola war die Gabe einer Persönlichkeit, die Nanak für einen geistlichen Führer hielt. Nach Nanaks Tode kam die Chola zu seinem ersten Nachfolger Angad und so weiter zu dem jeweils nachfolgenden Guru bis zum fünften Guru Arjan Das. Alsdann erhielt Tola Ram in Anerkennung irgend eines geleisteten Dienstes die Chola. Einige Zeit später geriet sie in die Hände des Kabli Mal, eines Nachkommen Nanaks, und seitdem ist sie in den Händen der Nachkommen zu Dera Nanak geblieben. Infolge der hohen Berühmtheit und Heiligkeit, in der die Chola von den Nachfolgern des Nanak gehalten wurde, bestand seit frühen Tagen die Sitte, ihr Ueberzüge darzubringen, um sie vor Abnutzung und Beschädigung zu schützen. Das Geheimnis, das sich um die Chola verbreitete, wurde immer dichter infolge der anwachsenden Zahl von Decken, welche sie ganz vor den Augen der Anbeter verbarg. Nur

ein Teil des Aermels wurde gezeigt, aber durch das fortwährende Befassen waren die Buchstaben auf jenem Aermelstück schließlich ganz dunkel geworden. Der Begründer der Ahmadia-Bewegung nun war schon vorher zu dem Schluß gekommen, daß Guru Nanak in Wahrheit ein treuer Moslem gewesen war, und deshalb dachte er daran, das Geheimnis, das sich um die Chola wob, zu lüften. Er machte sich am 30. September 1895 mit einigen seiner Freunde nach Dera Nanak auf. Durch besondere Vereinbarungen, die er mit den Wächtern der Chola traf, wurde es ihm möglich, die zahlreichen Decken, meistens aus Seide oder feinem Tuch, abzunehmen, und die tatsächliche Schrift auf der Chola kam ans Licht. Sie enthielt nichts als Verse aus dem Heiligen Quran, die einst auf den Rock aufgeschrieben worden waren. Die enträtselte Schrift auf der Chola zeigte also deutlich, daß Nanak im Herzen ein treuer Moslem gewesen war. Oder hätte er sonst wohl einen Rock getragen, auf dem stand: „Die wahre Religion mit Gott ist der Glaube des Islam“? Das Resultat seiner Feststellungen veröffentlichte Mirza in dem Buche „Sat Bachan“, und obgleich die strenggläubigen Sikhs, die vornehmlich zum Hinduismus neigen, beim erscheinen des Buches sehr erregt waren, wurde doch die Wahrheit der Darlegung über die Chola nie in Zweifel gezogen.

Im Dezember des nächstfolgenden Jahres hielt Mirza auf der großen Religionskonferenz, die in Lahore stattfand, seine berühmte Vorlesung über die Philosophie des Islam.\*) Der Einberufer dieser Konferenz, der ein Hindu war, hatte folgende fünf Fragen zur Diskussion gestellt, welche die Professoren der verschiedenen Religionen jeweils von Gesichtspunkt ihres Glaubens und ihrer heiligen Schriften aus behandeln sollten:

1. Welches sind die physischen, moralischen und geistigen Lebensbedingungen des Menschen?
2. Was wird aus dem Menschen nach dem Tode?
3. Was ist der Zweck von des Menschen Existenz und der Weg zur Verwirklichung dieses Zweckes?
4. Welches sind die Wirkungen unseres Handelns im gegenwärtigen und künftigen Leben?
5. Wo liegen die Quellen der Gotteserkenntnis?

\* Eine englische Uebersetzung dieser Vorlesung besorgte Maulvi Muhammad Ali unter dem Titel „Teachings of Islam“. Diese Uebersetzung steht bei uns für Interessenten zur Verfügung.

Die Vorlesung des Mirza wurde allgemein als die beste von allen auf der Konferenz gehaltenen empfunden.

Ich habe vorgehend erwähnt, daß der Reformator im Jahre 1888 schon daran ging, eine Gemeinschaft um sich zu sammeln, um sie für eine großzügige Propaganda zu Gunsten des Islam heranzubilden. Als er sich zwei Jahre später zum Verheißenen Messias ausrief, da erhob sich, wovon schon wiederholt die Rede war, der heftigste Widerstand gegen ihn. Aber weit gefehlt, daß seine Feinde das Licht, das er entzündet hatte, auszulöschen vermochten! Nein, sie verbreiteten sehr wider ihre eigene Absicht seinen Ruhm weiter, und die Zahl seiner Anhänger wuchs und schwoll. In allen Teilen Indiens gab es ihrer bald, und sie zählten nach Tausenden. Unterdessen kam das Ende der neunziger Jahre heran, und die Vorbereitung für die alle zehn Jahre stattfindende Volkszählung wurde getroffen. Da kam ihm die Idee, die genaue Zahl seiner Anhänger festzustellen. Mit dieser Absicht ließ er im Jahre 1900 an seine Anhänger ein Zirkular ergehen und forderte sie auf, sich als Ahmadi-Moslems in den Listen einzutragen. Er erklärte in dem Zirkular, daß die Benennung „Ahmadia“ nicht von seinem Namen Ghulam Ahmad abzuleiten wäre (der nach persischem Sprachgebrauch soviel wie Diener des Ahmad bedeutet), sondern von jenem Namen Ahmad, den der Heilige Prophet führte. Und er habe diesen Namen gewählt, weil er die Gemeinschaft im Geiste der Demut, des Mitgeföhls und des guten Willens gegründet habe, und diese Eigenschaften seien ja in dem Namen „Ahmad“ ausgedrückt. Die Idee, eine besondere Sekte zu gründen, lag Mirza dagegen fern. Sie entsprach nicht im geringsten seiner Sinnesart. Ich werde auf diese Frage im nächsten Abschnitt zurückkommen, wo ich über seine Haltung zum Sektierertum ganz allgemein zu berichten habe. Hier will ich nur aufs Deutlichste ins Licht rücken, daß Mirza die Gemeinschaft nach dem Heiligen Propheten Muhammad benannte und nicht nach sich selbst, und daß die Gründung ohne die geringste Absicht erfolgte, zu Gunsten eigener religiöser Gedanken eine neue Sekte zur errichten.

Ich will diese kurze Skizze seines ungewöhnlich tätigen Lebens aber nicht schließen, ohne seiner letzten großen öffentlichen Aktion zu gedenken. Hätte Indien in dem Geiste dieser Aktion gehandelt, so wäre dem Lande viel Ungemach und Elend erspart geblieben, und es wäre der Verwirklichung des Zieles näher gekommen, nach dem es immer strebte und wohl noch heute strebt, nämlich, sich



einen ehrenvollen Platz in der Gesellschaft der Völker zu erringen. Ich meine seine „Botschaft des Friedens“. Seine Landsleute hätten ihn für diese Botschaft beinahe gelyncht. Sie ließen wiederum kein Mittel unversucht, seinen Ruin herbeizuführen, aber als der tapfere Mann, der er war, hat er sie alle geschlagen, und er ging siegreich aus dem Konflikt hervor. Während er aber gegen sie kämpfen mußte, beklagte er ihre Unwissenheit aufrichtig, und sein Herz glühte für sie voll Liebe. „Sie beschimpfen mich, und ich bete für sie. Ich fühle nur Mitleid für sie und trage keinen Arg gegen sie in mir“ sagte er. Die Arya Samaj und die christliche Mission haben freilich ihr Aeußerstes getan, die Ahmadia-Bewegung zu vernichten, die er in Gang gebracht hatte. Sie versuchten, den Namen des Islam unter Indiens Völkern zu tilgen. Und er, der größte lebende Führer des Islam, konnte ein solches Beginnen natürlich nicht dulden. Dennoch wünschte er, daß das Land ein Leben der Einigkeit und des gegenseitigen guten Willens leben sollte. Religiöse Gegensätze wird es immer geben, aber er wollte ihnen das Gift entziehen. Dieses Ziel vor Augen, bereitete er eine Schrift vor, betitelt „Paigham-e-Sulah“ („Die Botschaft des Friedens“). Darin machte er unter anderem den Vorschlag, die Bekenner der verschiedenen Religionen Indiens sollten ein Uebereinkommen untereinander treffen mit der Wirkung, daß die Anhänger keiner Religion irgend etwas Schmähendes oder Beeinträchtigendes gegen die Ehre anderer Bekenntnisse und die Begründer anderer Lehren vorbringen sollten, sondern es sollte guter Wille und Duldung zwischen den verschiedenen Religionen herrschen, und jedweder Glaube, welcher es auch sein möchte, sollte in Achtung stehen. Was Mirza aber da in den Mittelpunkt zu rücken suchte, das war in der Tat nichts anderes als der Grundsatz einer allumfassenden religiösen Toleranz, durch deren Fehlen Indien heute vor die Hunde geht. Mit seinen menschenfreundlichen Vorschlägen versehen, ging er im April 1908 nach Lahore. Die Opposition hatte sich jetzt sehr gemildert, und seine Reden wurden mit großem Interesse von den führenden Hindus und Moslems angehört. Seine Denkschrift über die hindu-moslemische Einigkeit war beinahe vollendet; aber es war ihm nicht mehr bestimmt, sie dem Volke persönlich zu überreichen. Denn am 25. Mai zehn Uhr abends wurde er plötzlich unwohl, und nach zwölfstündigem Leiden verschied er in der Frühe des folgenden Tages. Die Nachricht von seinem Tode erschreckte ganz Indien. Die sehr konservative Zeitung „Vakil“, die in Amritsar erscheint, kündigte seinen Tod

mit folgenden Worten an: „Der Mann, der dreißig Jahre lang einen Sturm und ein Erdbeben für die religiöse Welt bedeutete, dessen zwei Fäuste zwei elektrischen Batterien glichen, dessen Finger von den Drähten einer Revolution umwunden waren, er, Mirza Ghulam Ahmad aus Qadian ist dahingegangen“.

## VI.

### DER MANN UND SEIN WERK.

Ein Erdbeben war der Mann sicherlich, der dreißig Jahre lang die religiöse Welt Indiens bis ins Innerste aufgerüttelt hat. Wie alle großen Lehrer riß er die Menschen entweder zu glühender Bewunderung hin oder er entfachte ihren tödtlichen Haß. Sein Name klang durch das ganze Land. Von wem aber hatte dieser Mann solche Macht? Zweifellos war er ein tiefer Gelehrter. Persisch und Arabisch beherrschte er wie seine Muttersprache. Doch als Gelehrter stand er nicht einzig da und behauptete auch niemals, von einzigartiger Bedeutung zu sein. Ja unter seinen eigenen Anhängern waren etliche, die, was Gelehrsamkeit anbetrifft, nicht viel von ihm lernen konnten. Denn trotz der weitverbreiteten Unwissenheit hat es im moslemischen Indien immer da und dort große Leuchten der Gelehrsamkeit gegeben. Ich denke an eine gute Zahl Männer der Literatur, Geschichtsschreiber, Juristen und Theologen. Da war Maulvi Muhammad Husain aus Batala, der für seinen privaten Gebrauch ein ganzes Sortiment von Ansichten in Vorrat hatte, und ein Sortiment entgegengesetzter Ansichten, die er der Regierung vorwies. Da war Sir Syed Ahmad Khan, fürwahr ein großer Gelehrter und politischer Führer, von dem ich ja ausführlich gesprochen habe. Da war Maulvi Chiragh Ali aus Hyderabad, der eine Reihe gelehrter Werke hinterlassen hat sowohl im Urdu-Idiom wie in englischer Sprache. Sie alle versuchten, den Islam zu reformieren und ihn gegen die Angriffe der anderen Religionen zu verteidigen. Von den minder bekannten Größen soll garnicht gesprochen werden. Will man alle diese Männer aber charakterisieren, so braucht man nur Maulvi Chiragh Ali aus Hyderabad zum Exempel zu nehmen, der orthodox unter den Orthodoxen und modern unter den Modernen war. So ist er der typische Repräsentant der kurzlebigen Schule von Sir Syed Ahmad Khan. Er schrieb viele Bücher zur Verteidigung des Islam. Aber bei seiner Verteidigung stützte er einige

der wertvollsten Charakterzüge des Islam dermaßen zurecht, daß, nachdem der Prozeß des Stützens beendet war, eine Religion übrig blieb, die ein leeres Glaubenssystem ist und vom Christentum und vom Buddhismus nicht sehr abweicht.\*)

Zu allen jenen Europa-Befangenen gehörte Mirza Ghulam Ahmad nicht. Er war kein blosser Gelehrter, und seine Stärke wurzelte nicht nur in seinem Wissen. Er war ein Lehrer, und seine Macht und Kraft entsprang seiner inneren Erleuchtung. Gestützt auf die Gewalt der Ueberzeugung, die aus eigener geistlicher Erfahrung geboren war, stand er wie ein Fels inmitten von Stürmen. Seine Methoden waren gelehrter Natur, aber sein Geist war der eines Berufenen. Er war tief innerlich überzeugt und wußte es zu jeder Stunde seines Lebens, daß er etwas zu lehren hatte, was höher stand als alle Philosophie, nämlich die Wahrheit des Islam. „Ich gebrauchte mein Denken nach jeder Richtung; aber keinen Glauben fand ich, der dem Glauben Muhammads gleichkam. Ich selbst habe den Islam geprüft: Er ist Licht und Gehalt! Er ist das All-Licht, und zu ihm rufe ich!“ Es war seine tiefe Ueberzeugung von der Wahrheit des Islam, es war seine Liebe zu Gott und dem Propheten Muhammad, die alle selbstischen Gedanken hinfortfegte und jene unaufhörliche Tätigkeit bei ihm entfachte, die wir kennen gelernt haben. Er war, wie man sagt, besessen. Er wünschte, daß die ganze Welt die Schönheit des Islams und Muhammads sähe, wie er sie sah. Persönliche Beleidigungen konnten sein Gemüt nie in Aufruhr bringen. Er wurde geschmäht, er wurde verleumdét, er wurde mit Steinen beworfen. Aber niemals kreuzte die Idee der Rache seine Gedanken. Im Gegenteil, es schmerzte ihn, daß das Volk so unwissend sein konnte. Es schien ihm, aus seiner Höhe betrachtet, wohl manchmal, als ob seine Feinde garnicht existierten. Aber wenn jemand den Islam oder den Heiligen Muhammad schmähte, wie es die Arya Samajisten und die christlichen Missionare berufsmäßig taten, dann hatte er keinen Frieden. Dann

---

\*) Man lese z. B. aus seinem Buche „The Proposed Political, Legal and Social Reforms under Moslem Rule“ (Bombay 1883) die Einleitung S. XVII—XVIII, in der er dafür eintritt, die Religion von der Moral und Politik zu trennen. Auf S. XXXIV sagt er: „Als Religion ist der Islam weit entfernt davon, ein soziales System darstellen zu wollen. Die moslemische Politik und das soziale System haben nichts mit der Religion zu tun. Man frage sich einmal, was bleibt noch vom Islam, wenn die sittlichen und politischen Ideen aus ihm getilgt werden? Chiragh Ali verlangt diese Trennung, weil Europa dasselbe gegenüber dem Christentum getan habe. Seine Ehrfurcht vor Europa zeigt, wie tief der Geist der Sklaverei in seine Seele eingedrungen war.“

schien es, als ob ein Vulkan ausgebrochen sei, dessen eingeschlossene Energien sich entfesselten. Dann hatte er keine Ruhe, bis er seine Erwiderung diktiert hatte. Die von ihm geschaffene Streitschriftenliteratur ist mit Argumenten von unwiderleglicher Kraft geladen, und jedes Argument ist ein Hammer, der zermalmt.

Mirza Ghulam Ahmad hat ungefähr achtzig Werke hinterlassen. Sie geben Gelegenheit, den Mann so kennen zu lernen, wie er war, das Feuer, das in seiner Brust glühte, zünden zu sehen und ihn zu beobachten, wie er gleichsam unter höherer Gewalt, gezwungen und getrieben handelte, überkommen von einer überpersönlichen Notwendigkeit, hinter der als letztes Motiv die Wahrheit stand. Mirza schrieb weder um Geldes, noch um Ruhmes willen, noch aus rein geistigem Genuß, sondern immer im Gefühl seiner Sendung. Wahrlich, er verdient den Titel „Sultan-ul-Qalam“ („Sultan der Feder“), den das literarische Indien ihm verlieh. Aber etwas wird selbst bei flüchtigem Lesen seiner Werke deutlich. Er kümmert sich absolut nicht um die künstlerische Gestaltung seiner Schriften. Allein auf den präzisen Ausdruck für seine Meinung konzentriert er sein ganzes Bemühen. Er opfert die Schönheit des Stils völlig der Wahrheit seiner Ueberzeugung. Wenn er eine Frage angreift, so spricht er sie nach allen ihren Gesichtspunkten durch. Er nimmt alle nur möglichen Einwände vorweg, die im Geist des Lesers entstehen könnten. Denn seine Hauptanstrengung gipfelt im Erklären und Ueberzeugen und nicht darin, ein Kunstwerk der Darstellung hervorzubringen. Daher diese unendlichen Fußnoten und Fußnoten zu den Fußnoten, wie z. B. im Werke „Barahin“, wo sie länger sind, als der Text des Buches selbst. Seine Sprache ist gleichwohl sehr beredt, ein bemerkenswerter Umstand bei einem Manne, der auf jede Kunst der Darstellung verzichtet. Zum Unterschied aber möchte ich ihm einmal den Abu'l-Kalam Azad gegenüberstellen, den „Vater der Rede“, der noch heute als größter Meister des Urdu-Idioms anerkannt ist. Wirklich, auch Abu'l Kalam ist sehr beredt; aber seine Beredsamkeit ist eine nie endende Flut von schönen Worten und Ausdrücken, welche des Lesers Geist überwältigen und ertönen, nicht aber ihn aufklären. Seine Schriften sind das Ergebnis einer gewaltigen Summe von nichtigen Einzelheiten, die vielleicht hier und da ein Korn von Sinn enthalten, welcher Sinn jedoch unter der Fülle der Nebensachen leicht verloren geht und immer schwer zu finden ist. Leser, die so glücklich sind, sehr viele übrige Zeit zu haben und ihren Vokabelschatz mit auserwählten Worten und

Wendungen bereichern wollen, finden in jenen Schriften Abu'l Kalams eine vorzügliche geistige Uebung. Für einen Gegenwarts-menschen aber, der arbeitet und mit seiner Zeit rechnen muß, bedeuten sie ein zweckloses Hin und Her voll überflüssiger Plage. Wie ganz anders steht es um Mirzas Schriften. Er gebraucht nie zwei Worte, wenn es mit einem getan ist. Aber er scheut sich nicht, mehrere zu brauchen, wenn es der Sinn erfordert. Er weicht nicht vom Wege ab, um seltene Redewendungen oder schöne Ausdrücke und Sprachbilder anzubringen, wie es so viele tun. Er vergißt tatsächlich, welcher Sprechweise er sich bedient. Seine Rede ist ein ungezwungener, ungezierter, natürlich fließender Fluß, und der Sinn, den sie wiedergibt, ist allemal gut. Der Sinn bedeutet für ihn das Richtmaß, er verleiht seinen Ausführungen die Autorität. Seine Sprache ist wie ein Gebirgsstrom, der keinen Widerstand kennt und temperamentvoll dahinstürzt. Dieser Strom trägt dich fort, überwältigt und erschöpft dich niemals. Mirza erklärt dir die Dinge, vergißt aber dabei nie, daß die Sprache, die er anwendet, vielleicht unzulänglich ist, die große Wahrheit zu erschöpfen, um deren Ausdruck er ringt. Er nimmt dich gleichsam bei der Hand, führt dich auf den Weg der Gedanken, stellt während des Weiter-schreitens Fragen und beantwortet sie, erspart dir jede geistige Anstrengung, bis du dich allmählich höher und höher aufschwingsst, und dann fühlst du, daß der nächste Schritt, zu dem er dich leitet, von dir schon erwartet war, daß das, was er dir sagt, ein Echo deines eigenen Herzens ist. Ein junger Mann bemerkte, während er das Buch „A-ina-e-Kamat-e-Islam“ („Spiegel der Hochwürdigkeiten des Islam“) las: „Ich fühle, wie die Eingebung über mich kommt!“ Dies ist eine gute Charakteristik seiner Schriften. Er geht nicht darauf aus, dir seine eigene Größe, seine Gelehrsamkeit und die Tiefe seiner Gedanken zu zeigen. Er versucht niemals, dich zu überraschen oder zu verwirren. All sein Mühen ist dem einen Ziel zugewandt: dir die Wahrheit so zu erklären, wie er sie versteht.

Es ist bei den Urdu-Schriftstellern allgemein üblich, ihre Werke hie und da mit Zitaten aus Dichtungen zu schmücken. In Indien hat diese Gewohnheit eine krankhafte Ausdehnung erfahren, besonders bei den Zeitungs-Schriftstellern. Mirza zitiert sehr selten anderer Dichter Verse. Wenn er zum Zitieren Neigung fühlt, greift er zu seinen eigenen Dichtungen, die er dann und wann und gerade für die Gelegenheiten, wo sie hinpassen, verfaßt.)\* Diese Gedichte

\* Seine dichterische Produktion ist vollständig in einem Bande gesammelt und unter dem Titel „Durr-e-Zamin“ veröffentlicht. Ich hoffe, die Leser der „Moslemischen Revue“ in kurzem mit einigen Beispielen seiner Dichtkunst zu erfreuen.

sind entweder Lobeshymnen auf Gott oder Gedichte der Huldigung, gerichtet an der Heiligen Propheten Muhammad und sein Werk. Wie in seiner Prosa, so denkt er eben auch in seiner Poesie immer nur an sein höchstes Ziel. Er selbst erklärt: „Ich habe nichts mit Dichtern und Dichtkunst zu schaffen. Mein einziger Beweggrund ist der, daß einige vielleicht diesen Weg besser verstehen!“ Aber möge niemand daraus schließen, daß seine Poesie blosser Verskunst eines Schwärmers sei. Ein flüchtiger Blick in das Buch „Durr-e-Zamin“ genügt, jeden zu überzeugen, daß er kein dilettantischer Verseschmied war. Denn seine Dichtungen geben denselben starken Eindruck seiner Persönlichkeit wie seine Prosaschriften. Sie atmen den Geist der Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit des Fühlens, der unter Dichtern selten ist. Die unumgängliche Technik ausgenommen, verzichtet er auch hier auf alle Kunst, denn seine Gedichte sind keine Kunstprodukte wie bei den Dichtern von Beruf. Seine Äußerungen sind spontan, ungezwungen, und seine Sprache ist wie einfache Alltagssprache. Die orientalische Poesie macht einen größeren Gebrauch von Bildern und Gleichnissen als die europäische Dichtkunst, und auch Mirza wendet häufig Bilder an, aber nur, um seinen Ansichten Nachdruck zu verschaffen. Dies ist sein Hauptinteresse. Doch trotz aller Einfachheit seiner Sprache ist Gedankentiefe und Leidenschaft in ihr, die sich nicht unterdrücken läßt. So kann er auch als Dichter einen Vergleich mit jedem klassischen Meister aushalten. Der Unterschied ist nur, daß, während jene auf die Kunst allein bedacht sind, er die Kunst seinem eigentlichen Lebenszweck unterwirft. Darin beruht nicht nur Mirza Ghulam Ahmads Sonderstellung, sondern dies gibt auch den Schlüssel für seinen Charakter. In seinen Schriften, in seinen Briefen, in seiner Lektüre und in seinen Tagesgesprächen, in seiner Tätigkeit und in seinen Ruhestunden vergißt er keinen Augenblick das Ziel, das er sich gesetzt hat. Vom Tage an, da er sich als Reformator der Zeit in den Vordergrund gestellt sah, verschwand so gut wie alles Uebrige aus seinem Bewußtsein. Einzig das Werk, das er vorhatte, blieb Inhalt seines Denkens. Das Werk war sein Leben. Es hatte von seinem ganzen Wesen Besitz ergriffen. Und diese seine Haltung spricht Bände für die Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit des Mannes. Denn wäre er ein Lügner oder Betrüger gewesen, so würde man es seiner Haltung bald angemerkt haben. Es ist nämlich schon rein körperlich für einen Menschen ganz unmöglich, ein Vierteljahrhundert lang sich beständig für etwas auszugeben, was er nicht ist und

die Welt über sich hinters Licht zu führen. Es ist für einen Menschen aber ebenso unmöglich, während einer so langen Zeit dermaßen standhaft und leidenschaftlich nur einem Ziel nachzustreben mit gänzlichem Ausschluß von irgend etwas anderem, wenn er nicht, wie Mirza, von Gott berufen ist. Die Reinheit seines Lebens, die Heiligkeit seines Charakters und die ausschließliche Hingebung an das eine große selbstlose Ziel, den Dienst am Islam und der Menschheit ist ein mehr als zuverlässiger Beweis für seine göttliche Sendung.

Der Mittelpunkt seines Werkes, der Angelpunkt, um den herum sich alle seine Tätigkeit bewegte, war, um mit seinen eigenen Worten zu sprechen, die „vernunftgemäße Rechtfertigung des Islam und der vernunftgemäße Beweis für seine Wahrheit“ (Barahin S. 7). Von der allgemeinen Tatsache ausgehend, daß die Bücher einer Zeit nicht zuverlässig den Forderungen einer anderen entsprechen, fährt er fort, daß, während frühere Zeiten sich blindlings und sinnlos an die Nachäffung der Vorfahren und an die Tradition geklammert hatten, unsere Zeit unter dem Mißbrauch des Intellekts leidet. „Dieses neue Licht unserer Zeit hat die geistlichen Eigenschaften unserer Jugend im Keime erstickt!“ Er bewillkommt die rationalistische Neigung der Zeit, aber er beklagt die Tatsache, daß durch ein ungenügendes, nämlich halbes Wissen der Rationalismus aus einem Führer zum Verführer geworden sei. Eine verwirrende Fülle von Ansichten und Gedanken wird an die Oeffentlichkeit gebracht, und raffinierte Spitzfindigkeiten werden angewandt, um das Volk zu betören. Bei ihrer unzulänglichen Bildung und Geistesschulung weiß die Menge längst nicht mehr, welche Meinung sie annehmen, welche sie verwerfen soll. Und dabei glaubt doch jeder, daß er im Besitz der alleinigen Wahrheit ist. Andererseits beklagt Mirza, daß das Anwachsen eines kalten Wissens, anstatt Demut zu erzeugen, die Geister der Leute eher hochmütig gemacht hat. Die Menschen sind geschraubt und anspruchsvoll geworden und haben einen so hohen Begriff vom eigenen Wert bekommen, daß sie dadurch nichts weniger als erleuchtet, sondern vielmehr in höchster Potenz verblendet sind. Er weist die Verbreitung skeptischer Ideen nach und fügt hinzu: „In dieser Zeit ist es vergebliche Hoffnung, irgend eine Religion aufrecht zu erhalten, wenn nicht ihre Wahrheit durch vernunftgemäße Beweise dargelegt wird“ (S. 31—34).

Vernunftmäßigkeit war der Eckstein seiner Lehre. Damit kann er dem Zeitgeist auf halbem Wege entgegen. Und während die reaktionäre Gruppe der zeitgenössischen religiösen Lehrer das freie

Denken unterdrückte und das Forschen verbot, ermutigte er zu Beidem. Ja, seine Lehren erzwangen das Denken beim Volke. Und er fühlte sich geradezu beleidigt, wenn jemand seine Worte blind hinnahm, ohne sie abzuwägen. Es war daher nur natürlich, daß Männer, die an modernen Universitäten ihre Bildung genossen hatten, und diejenigen, die mit den veralteten Zuständen unzufrieden waren, sich um ihn scharten. In seinen Lehren fanden sie das Echo ihrer eigenen Herzen. Es war die Unzufriedenheit mit der Religion, wie sie vom Durchschnittstyp der religiösen Lehrer übermittelt wurde, die diese Männer dazu trieb, Zuflucht bei Mirza zu suchen. Schon die Aussprüche des Heiligen Propheten enthalten harte Anklagen gegen diesen Typ religiöser Lehrer, der heute noch in Indien vorherrscht. Und ebenso wie in Indien liegen die Verhältnisse in fast allen anderen moslemischen Ländern, in Aegypten, der Türkei usw. Wenn du zu einem Maulvi gehst, um dich aufklären zu lassen, und er deine Fragen seiner Intelligenz überlegen oder ein wenig zu frei findet, wird er dich sofort als „Kafir“ denunzieren, als einen Heiden oder Atheisten und als was sonst nicht alles. Mirza waren diese Scheltnamen auch angeheftet worden und noch viel schlimmere; er kannte dieses Treiben aus eigener Erfahrung; und natürlicherweise fanden die wahrheitsuchenden Geister ein warmes Willkommen bei ihm. Seine vernunftgemäße Haltung aber nahm ihren Stützpunkt im Heiligen Quran selber und in den Aussprüchen des Propheten; denn der Quran und der Prophet, sie appellieren ja beide stets an die Vernunft des Menschen. Sie verlangen ein ungefesseltes Denken. Die Stellung des Islam zur Religion ist vollkommen vernunftentsprechend. Und einer der größten Dienste Mirzas ist es, daß er diese Erkenntnis wieder aufleben ließ und die Geister von den Fesseln einer gedankenlosen Ueberlieferung befreite.

Aber Mirzas Rationalismus war doch nicht jener enge Rationalismus, der bei den Bildungsphilistern verbreitet ist. Der sogenannte Rationalismus baut sein Haus auf reiner Vernunft auf. Er dagegen behauptete, daß Vernunft allein kein zuverlässiger Führer in Religions-sachen sei; persönliche innere Erfahrung müsse sie ergänzen. So kann z. B. Offenbarung niemals von der reinen Vernunft entscheidend bewiesen oder widerlegt werden. Wenn man sich also von ihrem tatsächlichen Vorkommen überzeugen und ihr Wesen kennen lernen will, so muß einem selbst Offenbarung gegeben sein. Sie beweist sich allein durch sich selbst. Und ähnlich liegt es bei anderen religiösen Dingen. Vernunft und innere Erfahrung sind also



zwei sich ergänzende Quellen des Wissens. Die Vernunft führt, und die Erfahrung erleuchtet auch die Vernunft noch. Ohne einen gut geschulten Geist kann man die Erfahrung leicht mißverstehen und falsch auslegen, und ohne Erfahrung ist hinwiederum Vernunft ein unsicherer Führer. Wie die wissenschaftlichen Rationalisten, so hatte auch Sir Syed Ahmad Khan sich ganz von den Einsichten seiner eigenen Vernunft abhängig gemacht, einer Vernunft, die von der lichtbringenden inneren Erfahrung nicht gestützt wurde. Deshalb leugnete er die Offenbarung und die wirkende Kraft des Gebetes. Mirza brachte einen weit umfassenderen Geist mit, um diese Probleme zu ergründen; und seine innere Erleuchtung und geistliche Erfahrung waren der Zuwachs, der seinen Verstand unterstützte und ergänzte. Sein tiefes religiöses Erleben hielt seinen Rationalismus davon ab, sich im Schlamme des Skeptizismus festzufahren.

Aber Mirza Ghulam Ahmad stritt nicht nur der reinen Vernunft das Recht ab, Richter in Sachen der religiösen Wahrheit zu sein, sondern er leugnete auch die Zulänglichkeit der Philosophie als Lebensprinzip. Philosophie erläutert aber lehrt nicht. Sie kann das Dasein Gottes, wenn es einmal feststeht, als notwendig begründen, aber sie gibt nicht jene unmittelbare Ueberzeugung, jene Gewißheit, die allein die Grundlage eines praktisch tätigen Lebens sein kann. Diese grundsätzliche Gewißheit und Ueberzeugung erhalten wir allein durch die Offenbarung und die innere Erfahrung der Religion. Außerdem ist die Religion nicht nur eine rein intellektuelle Zustimmung zur Richtigkeit gewisser Postulate, sondern sie ist auch des Lebens Gesetzbuch; sie gibt den menschlichen Handlungen das Fundament, sie stärkt jene treibende Macht, die sich auf den Fortschritt richtet. Um es kurz zu sagen, Mirza suchte einen Mittelweg zwischen einer kritiklos gläubigen Religiösität, die zum Aberglauben führt, und jener trockenen Philosophie, die früher oder später in Atheismus oder Quasi-Atheismus mündet. Religion, deren Lehren nicht mit den Regeln der Vernunft übereinstimmen, kann nicht erwarten, daß diese Lehren befolgt werden, und sie wird früher oder später höchstwahrscheinlich in Aberglauben und Zauberei zurückfallen. Religion muß vernunftgemäß sein, und da der Islam seiner innersten Natur nach vernunftgemäß ist, erfüllt er diese Forderung im höchsten Grade. Er ist Wahrheit und fürchtet sich nicht vor dem freien Forschen und dem unabhängigen Denken. Im Gegenteil, vom Forschen und unabhängigen Denken entstammen seine Hauptstützen. Das abwägende

Betrachten und der freie Vernunftgebrauch sind die Muttermilch des Islam. Wie irrig, wie voll Verkennung sind die Behauptungen derer, die den Moslems die Freiheit des Denkens absprechen und sich selbst allein das Recht der Auslegung zugestehen! Aber Vernunft soll sich auch in Demut üben; und Religion soll in aller Bescheidenheit erlebt werden, um der Einsicht der Vernunft die innere Erfahrung hinzuzugewinnen. Von Uebel ist dagegen vorschnelles Aburteilen über religiöse Ideen, welche nicht offensichtlich vernunftwidrig sind, und deren Unrichtigkeit nicht entscheidend und über jeden Zweifel hinaus bewiesen ist. Vorurteilsvolles Absprechen ist insbesondere deshalb böse, weil es unsere innere Haltung beeinflusst und die Bahnen der Erfahrung verschließt, die allein unsere a priori gefaßten Schlußfolgerungen rechtfertigen oder widerlegen können. Vor allem ist Religion keine bloß gedankenmäßige Annahme von Lehren, sondern ein positives Gesetzbuch des Lebens, welches uns in unserem Handeln und Tun führen soll.

In solchen Darlegungen lies der Verheißene Messias alles neu erstehen, was der Islam in seiner ursprünglichen Reinheit gelehrt hatte, nämlich, daß zwischen Religion und Wissenschaft eine Harmonie besteht und bestehen muß, wenn auch ein offener Unterschied zwischen beiden statt hat. Sie sind zwei von einander abweichende Wege zum selben Ziel, zwei von einander unabhängige Quellen desselben Lichtes, sie sind unterschiedliche Methoden, die dasselbe Resultat anstreben. Beide sollen also Hand in Hand arbeiten, die eine als die Ergänzung der anderen, und zusammen für den Fortschritt der Menschheit wirken. Beide sind im Reiche der Geistigkeit so dicht an einander gebunden, daß eine scharfe Trennung oft schwierig ist. Das erkannt zu haben, bedeutet eine große Wahrheit, welche viel öfter von den Männern der Religion als von denen der Wissenschaft hintan gesetzt wird. Die Vernachlässigung dieser Wahrheit aber hatte sowohl für die Gesellschaft wie für die Religion noch stets die schmerzlichsten Folgen. Indem Mirza diesen Punkt klarstellte, löste er zwei Probleme auf einmal, denen der Islam in Indien gegenüberstand. Er wies den Unglauben und Skeptizismus auf der einen, den Aberglauben auf der anderen Seite in seine Grenzen zurück. Seine Lehren befreiten das Volk ein für allemal aus den Klauen der gierigen Maulvis. Aber das war erst ein Teil seines Wirkens. Denn es war nicht nur das Krebsgeschwür der blinden Ueberlieferung, das sich in das Herz des moslemischen Volkes gefressen hatte, sondern der Islam war zur selben Stunde

auch den unaufhörlichen Angriffen des Christentums sowie des Arya Samaj ausgesetzt. Die moslemischen Religionsführer taten zwar ihr Bestes, den Islam gegen diese Angriffe zu verteidigen. Aber ob sie nun aus der alten oder aus der neuen Schule (der des Sir Syed) stammten, so war ihre Haltung doch immer nur defensiv. Mirza Ghulam Ahmad war es vorbehalten, das Blatt zu wenden und den Krieg in des Feindes eigenes Lager zu tragen. Er war mit der polemischen Literatur seiner Zeit unzufrieden, und diese Unzufriedenheit hatte ihn zuerst dazu veranlaßt, die Bausteine zu seinem großen Werk, dem „Barahin“ zusammenzutragen. Zwei Dinge sind in seinen Streitschriften klar erkennbar, die ihn von den anderen Glaubensstreitern seiner Tage unterscheiden. Er macht sich nie die fehlerhafte Ausdrucksweise seiner Gegner als billigen Vorteil zunutze, sondern er sucht im Gegenteil ihre Meinung möglichst richtig zu verstehen. Er verdreht niemals anderer Leute Worte, wie es im Streite so leicht geschieht. Sondern sein Kampf geht um das Wesen der Dinge. Und ihm liegt nicht so viel daran, seinen Gegner zu besiegen, wie die Wahrheit ans Licht zu bringen. Diese und nicht der Sieg ist sein Hauptinteresse. Zweitens ist es ihm nicht darum zu tun, einzelne Lehren oder Bräuche anzugreifen oder zu verteidigen. Sondern er errichtet zuerst das Fundament und verkündet seine grundlegenden Prinzipien. Nachdem er sich selbst so in den Boden gegraben hat, beherrscht er ringsumher das ganze Gebiet und treibt den Feind mit vollster Leichtigkeit aus allen strategischen Stellungen. Wie ich schon angedeutet habe, war sich Mirza immer seiner Lebensaufgabe bewußt. Demgemäß vergißt er auch in den Stunden des Streites nie, daß sein Zweck Lehren und nicht siegen heißt. Eher nutzt er die Glut, die der Streit entfacht, zu einem höheren Zwecke und erzeugt im Eifer des Glaubensgefechtes Grundsätze von dauerndem Werte.

Mirza nahm an zahlreichen Disputen teil und schrieb viel über das vergleichende Studium der Religionen. Weder die Brahma Samajisten noch die Arya Samajisten, weder die reaktionären Fanatiker unter den Moslems noch die sogenannten Rationalisten aus der Schule des Sir Syed entgingen seiner Züchtigung. Aber die Arbeit des Verheißenen Messias richtete sich ganz besonders gegen das Christentum, das seit Jahren der entschlossenste Feind des Islam war und eine bedeutende Uebermacht aus den falschen Vorstellungen herleitete, die sich unter den Moslems selbst gebildet hatten, wie in Teil IV dieses Aufsatzes geschildert wurde. Gleich zu Beginn

seiner öffentlichen Laufbahn hat Mirza einige grundlegende Prinzipien aufgestellt, die bei allen religiösen Streitfragen als Masstab anzuwenden sind. Es waren u. a. die folgenden: 1.) Rationalität ist die erste Forderung, die ein Buch, das Anspruch darauf erhebt, offenbart zu sein, erfüllen muß. Wenn seine Lehren dem menschlichen Verstand unannehmbar sind, so kann es nicht Gottes Wort sein. 2.) Natur ist Gottes Werk, und ein offenbartes Buch ist sein Wort. Das Werk und das Wort Gottes müssen im Einvernehmen mit einander stehen und können nicht in Konflikt mit einander liegen. 3.) Das offenbarte Wort Gottes muß uns ein volles und klares Wissen über Gott selbst geben. 4.) Es soll frei von Mängeln sein, d. h. seine Lehren sollen über allem Verdacht stehen, sodaß man ihm mit Vertrauen folgen kann. Man darf auch nicht genötigt sein, eine Auslese zu treffen und eine Auswahl vorzunehmen wie bei der Bibel. Der Verheißene Messias blieb bei diesen grundlegenden Lehren aber nicht stehen. Sondern er ging weiter und zeigte die Haltlosigkeit der volkstümlichen Lehren des Christentums auf. Paulus sagt Korinther 15, 14—19: „Ist aber Christus nicht auferstanden, so ist unsere Predigt vergeblich, so ist auch euer Glaube vergeblich. Wir würden aber auch erfunden als falsche Zeugen Gottes, daß wir wider Gott gezeugt hätten, Er hätte Christum auferwecket, den Er nicht auferweckt hätte, wenn doch die Toten nicht auferstehen. Denn so die Toten nicht auferstehen, so ist Christus auch nicht auferstanden. Ist Christus aber nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel, so seid ihr noch in euren Sünden. So sind auch die, so in Christo entschlafen sind, verloren. Hoffen wir allein in diesem Leben auf Christum, so sind wir die Elendesten unter allen Menschen.“ Diese Sätze enthalten in aller Kürze eine sehr klare Darlegung des dogmatischen Christentums. Mirza verneint die ganze Lehre von der Sühne, wie sie im Christentum herrscht. Es gibt keine Erbsünde, und sie kann auch nicht durch den Opfertod eines unschuldigen Menschen getilgt werden. Jesus stand nicht von den Toten auf, seine sogenannte Auferstehung war nur die Erholung von den Verletzungen, die er am Kreuze erlitten hatte. Er ist aber nicht am Kreuze gestorben; Jesus ging auch nicht körperlich in den Himmel ein, weil eine leibliche Himmelfahrt überhaupt nicht möglich ist. Und so gibt es auch den Himmel nicht, in den ein Mensch körperlich mit allen seinen physischen Eigenschaften und Bedürfnissen eingehen könnte. Die Lehre von der Sühne ist zudem unmoralisch, da sie Verderbnis über die Menschen

bringt und Gott als ungerecht und grausam darstellt. Auch die christliche Sittenlehre läßt sich also nicht unterschreiben. Die moralischen Forderungen der Evangelien sind undurchführbar ja in manchem geradezu selbstmörderisch. Was das Lieben der Feinde und das Segnen der Sünder anbetrifft, so bedeutet diese Forderung einen Mißbrauch des Wortes Liebe. Denn Liebe zwingt dazu, sich mit dem Gegenstand der Liebe zu identifizieren, und man kann und soll sich nicht mit den Bösen identifizieren. Man sollte die Bösen lieber bemitleiden und aus Mitleid die notwendigen Schritte tun, um sie von ihrer Bosheit abzubringen. Aber Mitleid und Liebe sind keineswegs dasselbe. — Die Auseinandersetzungen, die Mirza mehrere Jahre hindurch mit den christlichen Missionaren über das Christentum führte, steigerten sich zu großer Schärfe. Und wir sprachen schon davon, daß die Gegner sogar versuchten, ihn durch einen Kriminalfall zu stürzen, was ihnen völlig mißlang. Die christlichen Missionare gerieten schließlich in solche Bedrängnis, daß sie sich gezwungen sahen, ein Flugblatt unter ihren Predigern erscheinen zu lassen, in dem ihnen anbefohlen wurde, mit den Anhängern Mirzas in keine Polemik mehr einzutreten. Und ich kann aus eigener persönlicher Erfahrungen sagen: wenn in Indien ein christlicher Priester merkt, daß die Person, mit der er diskutiert, ein Ahmadi ist, so bricht er die Diskussion sofort ab mit den Worten: „Uns ist das Streiten mit den Ahmadis verboten“. Die Ahmadis haben einen charakteristischen Weg, den sie bei ihren Disputen mit den Christen einschlagen. Infolgedessen haben auch Leute von geringem Wissen, die aber einige Bekanntschaft mit den Werken des Verheißenen Messias oder mit der allgemeinen Ahmadia-Literatur besitzen, es garnicht selten vermocht, christliche Missionare aus dem Felde zu schlagen. Ist dies nicht ein genügender Beweis, daß Mirza das Kreuz zerbrochen hat? Und hat er nicht seinen Anspruch, der Verheißene Messias zu sein, damit hinlänglich beglaubigt?

Mirza Ghulam Ahmad hatte einen unabsehbaren Erfolg mit seinem Lebenswerk, einen viel größeren Erfolg als jener gehabt hatte, dem er „an Geist und Macht“ zu gleichen behauptete. Seine große Gelehrsamkeit, sein unaufhaltsam freier Geist, sein scharfer und umfassender Blick, seine tiefe Einsicht in die Zustände religiöser und geistlicher Erleuchtung — das alles, gepaart mit nie ermattender Tatkraft, hat ihm zu seinen Resultaten verholfen. Aber jene tiefe Ergebenheit, jene innige Liebe, jene Selbstaufopferung und Begeisterung für die Sache, die er seinen Jüngern einflößte — alle diese

Wirkungen sind der Schönheit seines Charakters, sind seinem makellosen Beispiel zu verdanken. Und so groß war der Zauber seines Wesens und Wandels, so bestrickend die Süße seines Geistes, daß Alle, die mit ihm diskutierten, alsbald seine ergebensten Anhänger, wenn nicht gar seine Freunde wurden. Die ihn besiegen wollten, fielen seiner Aufrichtigkeit und Vortrefflichkeit zum Opfer. Den Menschen deuchte seine Anziehungskraft rätselhaft. So entstand die Sage im Lande, Mirza sei ein Zauberer und gäbe seinen Gegnern einen Trank ein, weshalb keiner mehr von ihm los könne, der einmal zu ihm gegangen sei. Wir selbst haben als kleine Schulknaben noch diese Mär vernommen und wunderten uns, welche Zaubermittel Mirza wohl anwenden mochte. Nun, heute wissen wir es. Diese Zaubermittel bestanden in einer besonderen Einfachheit seiner Lebensführung, in seiner unfehlbaren Artigkeit und Höflichkeit, in seiner Bereitschaft, Anderen zu dienen, und in seiner unbegrenzten Demut. Seine Gastfreundschaft war die sprichwörtliche Gastfreundschaft des Orients. Wenn es sich als notwendig erwies, verließ er seine eigene Wohnung, damit ein Fremder darin Aufenthalt fände. Wenn er einem Freunde oder Besucher Lebewohl sagte, pflegte er ihn zu Fuß bis auf eine Entfernung von zwei oder drei Meilen zu begleiten. Unter seinen Schülern saß er wie ein gewöhnlicher Mann, sodaß ein Neuankommender ihn nicht aus seiner Umgebung heraus erkennen konnte. Häusliche Bediente lassen sich überall in der Welt kleine Unredlichkeiten zuschulden kommen. Wenn eine Klage solcher Natur an Mirza ging, antwortete er, daß hohe Moral nicht wohl von Leuten erwartet werden könne, die zu so niedrigen Arbeiten angehalten würden, und man sollte nicht hart wegen ihrer kleinen Vergehen zu ihnen sein. Persönlicher Aerger trübte niemals das Gleichgewicht seiner Stimmung. In die ermüdetsten Lagen fand er sich mit Geduld. Als jene berühmte Affaire gegen ihn schwebte und ihn der christliche Missionar Dr. Clarke der Anstiftung zum Morde bezichtigte, zeigte sich die ganze Größe und Erhabenheit seines Charakters. Der Anwalt des Mirza stellte einem Zeugen des Anklägers, der zugleich einer von Mirzas erbittertesten Feinden war, eine Frage. Der Zeuge stand in hoher Achtung beim Volke. Die Frage aber war so gestellt, daß der Zeuge sie nicht verneinend beantworten konnte, ohne den Wert des Beweises, den er führen wollte, sehr herabzusetzen. Er konnte sie jedoch auch

nicht bejahen, da er damit seinen Ruf zerstört und sich zum Gegenstand allgemeiner Lächerlichkeit gemacht haben würde. Die Frage hatte mit dem Fall als solchem nichts zu tun, und der Anwalt stellte sie nur, um die Hartnäckigkeit des Gegners zu brechen und ihn zu verwirren. Aber die Frage war der Art, daß kein guter Mensch sie einem anderen hätte stellen dürfen. Kaum nun, daß der Verheißene Messias die Frage vernahm, so stand er von seinem Platze auf und sagte, daß er die Frage nicht dulde. Dieses Beispiel ritterlicher Großmut seinem ärgsten Feinde gegenüber ergriff sogar das Herz des Richters. — Furchtlos sagte Mirza stets die Wahrheit. Ja, seine unbedingte Wahrhaftigkeit war so bekannt, daß er sogar einmal gerufen wurde, um Zeugnis gegen seinen eigenen Sohn abzulegen, was er auch tat. Ein anderer Fall, der für seine Aufrichtigkeit charakteristisch ist, hängt mit dem modernen Postsystem zusammen, das erst unlängst in Indien eingeführt worden war. Noch heute hat nur eine kleine Minderheit innerhalb der Stadtbevölkerung genauere Kenntnis von den postalischen Einrichtungen. In den Tagen Mirzas waren diese Dinge der breiten Oeffentlichkeit vollends ein Geheimnis. Einst versandte nun Mirza ein Paket Drucksachen und legte auch einen Brief hinein, unwissend, daß dies nicht zugänglich ist. Leute, die immer auf Gelegenheiten bedacht waren, ihn zu kränken, spürten die Sache aber aus und berichteten sie an die Behörden. In dem Verfahren, das sich nun ergab, riet ihm sein Anwalt, die ganze Angelegenheit abzuleugnen, die ja nur geringfügiger Natur war. Und an seiner Stelle würden wohl die meisten dem Rate gefolgt sein. Aber ihm war die Wahrheit zu heilig, und er weigerte sich zu leugnen. Er wurde gleichwohl freigesprochen. Und nun sieht man wohl: Es waren diese und ähnliche Eigenschaften, die ihn dem Herzen seiner Schüler teuer machten. Ueber die Erhabenheit seines Charakters gibt es in Indien heute keinerlei widersprechendes Urteil.

## VII.

### EINIGE MISSVERSTÄNDNISSE ÜBER DIE AHMADIABEWEGUNG WELCHE SCHWINDEN MÜSSEN.

Durch allerlei Umstände, mit denen ich mich hier nicht auseinanderzusetzen habe, sind über die Ahmadi-Bewegung gewisse Mißverständnisse in Umlauf gekommen. Vor allem galt es, mit

diesen Mißverständnissen aufzuräumen. Deshalb habe ich mich über Geschichte und Bedeutung der Ahmadia-Bewegung so ausführlich verbreitet. Besagte Mißverständnisse lassen sich in der Hauptsache aus den ungewöhnlichen Ansichten Mirza Mahmuds herleiten; Mahmud ist der älteste Sohn Mirza Ghulam Ahmads, und er hat sich selbst zum Haupte der Ahmadia-Gemeinschaft ernannt, ungeachtet es Tausende von Ahmadis gibt, die ihn nicht als Führer anerkennen, und noch zahlreichere, die seinen Glauben und seine Ansichten nicht teilen. Mirza Mahmuds zügelloser Wunsch nach persönlicher Geltung hat unberechenbares Unheil angerichtet. Er hat seines Vaters Werk damit fast zerstört. Seine Haltung hat nicht nur das Anwachsen der Bewegung verhindert, sondern hat auch Irrtümer über ihren Wert großgezogen und ihr wahres Wirken aufgehalten, das keinen anderen Zweck verfolgte, als das Werk der Reform unter den Moslems fortzusetzen und die Propaganda des Islam unter den Nicht-Moslems auszubauen. Aber weit entfernt davon, reformatorisch zu wirken, hat Mahmud vielmehr einige jener Uebel wieder aufleben lassen, gegen die sein Vater, solange er atmete, einen entschlossenen und heldenmütigen Kampf geführt hatte. Und er fügte den alten Uebeln ein neues hinzu, das so verhängnisvoll war, wie es in der Geschichte des Islam seinesgleichen nicht hat. Ich will mit ein paar Worten zu erklären versuchen, wie es kam, daß dieser Mann soviel Macht an sich reißen und zum Verderben für die Sache anwenden konnte.

Ungefähr zwei und ein halbes Jahr vor seinem Tode veröffentlichte Mirza Ghulam Ahmad sein Testament; darin traf er allerlei notwendige Anordnungen für die Fortsetzung seines Werkes nach seinem Tode. Die Einführung neuer Mitglieder in die Bewegung sollte jeder Persönlichkeit freistehen, die von mindestens 40 Ahmadis als geeignet hierfür bezeichnet wurde. Die finanziellen und verwaltungstechnischen Angelegenheiten der Gemeinschaft sollten dagegen von einer Organisation geordnet werden, die sich durch Wahl immer wieder ergänzte. Die Organisation wurde sogleich, also noch bei Lebzeiten Mirzas, geschaffen. Mirza starb im Mai 1908. Unter seinen Anhängern befand sich auch Maulvi Hakim Nur-ud-Din, früher königlicher Arzt am Hofe zu Kaschmir, ein Mann, der um seiner Frömmigkeit und Gelehrsamkeit willen allgemeine Achtung und Liebe genoß; Hindus und Moslems verehrten ihn in gleicher Weise. Er wurde also zum Nachfolger Mirzas erwählt. Obgleich es nun allgemein bekannt war, daß der Wille des Begründers der Bewegung



die Ernennung eines Khalifen ausschloß und nur die Wahl eines Präsidenten gestattete, so räumte das große Ansehen, in dem Nur-ud-Din stand, doch alle Schwierigkeiten beiseite, und er wurde zum Khalifen erhoben. Alle nunmehr einsetzenden Verwirrungen müssen diesem Ereignis zugeschrieben werden. Denn zweifellos war Maulvi Nur-ud-Din ein beispielloser Führer, aber mit seiner Erhebung zum Khalifen war doch ein Präcedenzfall geschaffen, auf den sich auch ein schlechterer Mann berufen konnte, wenn es galt, besondere Ehrenstellungen innerhalb der Ahmadia-Bewegung für sich zu beanspruchen. Auch entstanden schon damals Eifersüchteleien zwischen der Familie Mirzas und der des neuen Oberhauptes, als ob durch Nur-ud-Dins Wahl die Herrschaft zu Unrecht vom Hause des Stifters auf das des Khalifen übergegangen sei. Zudem war Hakim alt und konnte nicht ewig leben. Was aber geschah nach seinem Tode? Der junge Mahmud, damals noch ein Knabe, sammelte einen Kreis von Bewunderern um sich und begann, die Liebe, die das Volk für des Andenken seines Vaters und für seine Familie fühlte, für sich auszunutzen. Propagatoren wurden rings im Lande umhergesandt, um die öffentliche Meinung zu seinen Gunsten zu beeinflussen. Jene Leute, so verkündeten sie, die sich unter Berufung auf die verfassungsmäßigen Grundsätze der Bewegung schon gegen Maulvi Nur-ud-Dins Wahl zum Khalifen erklärt hätten, sie wendeten sich mit ihrem Protest in Wahrheit gegen ihn, der ein Geburtsrecht auf das Khalifat habe. Seine Berufung auf die Gefühle der Treue dem Andenken seines Vaters gegenüber hatte Erfolg. Zu Beginn des Jahres 1914 schon ließ sich nicht verkennen, daß Maulvi Nur-ud-Dins Tage gezählt seien. Von da an ging es schnell mit ihm bergab, und er starb bereits im April desselben Jahres. Die Anhänger Mahmuds scharten sich in Qadian zusammen und erwählten ihn umgehend zu ihrem Khalifen. Jene Hellsichtigen, die an der Verfassung festhalten wollten, welche der Stifter der Bewegung in seinem letzten Testament niedergelegt hatte, sie fanden sich plötzlich durch die Menge niedergestimmt. Und nur um der Einigkeit willen erboten sie sich, Mahmuds Führerschaft anzuerkennen unter der Bedingung, daß er öffentlich gewisse Meinungen zurücknehme, die er kurz zuvor geäußert hatte.

Was waren das für Meinungen? Erstens behauptete er, Mirza Ghulam Ahmad wäre ein Prophet gewesen. Zweitens lehrte er: diejenigen, die seines Vaters Prophetentum nicht anerkennen, ja sogar die, die bisher noch nie etwas von ihm gehört haben, sind als Kafir zu betrachten und stehen außerhalb der Grenzen des Islam. Es ist

kaum möglich, das Ungeheuerliche dieser Ansichten mit ausreichender Schärfe zu kennzeichnen. Denn beide Thesen legen die Hand an die Wurzeln des Islam. Man denke: Wenn Mirza Prophet war, dann ist Muhammad nicht mehr der letzte Prophet. Die ganze moslemische Welt, die seit den Tagen des Heiligen Propheten den Glauben unangetastet aufrecht erhalten hat, daß Muhammad der endgültig letzte Gottgesandte sei, befindet sich danach im Irrtum, und der Islam, wie er von Muhammad gelehrt wurde, ist nicht mehr der vollkommene Glaube. Dies sind nur einige der Folgerungen, die sich aus Mahmuds Thesen ergeben, und diese Folgerungen richten sich, wie man sieht, gegen die Grundpfeiler, die den Islam tragen. Der Islam gewährt nun zwar der Meinungsverschiedenheit einen weiten Spielraum. Aber Meinungen, wie die Mahmuds, können gewiß nicht geduldet werden, und es gibt keinen Moslem auf der Welt, der sie dulden wird. Denn sie vernichten den Islam und die Einigkeit unter den Moslems. Und es ist die höchste Pflicht jedes Moslems, mit all seiner Kraft gegen diese Irrungen anzukämpfen, auf daß sie vom Erdboden verschwinden.

Mirza Mahmud weigerte sich, seine Thesen preiszugeben. Das Resultat war eine Spaltung in den Reihen der Ahmadi-Gemeinschaft; und seit Mai 1914 leben die beiden Abteilungen der Ahmadi ganz getrennt jede für sich. Sie haben hinfort nichts mehr Gemeinsames mit einander, als den Namen Mirza Ghulam Ahmads. Mirza Mahmud herrscht heute wie ein Papst in Qadian, und da er behauptet, daß seine Macht direkt von Gott stamme, so hält er sich niemandem gegenüber für verantwortlich. Er gestattet seinen Anhängern keine Gedanken- und Redefreiheit, er hat sie zu einer Sekte zusammengeschlossen und verbietet ihnen, Bücher, die gegen diese Sekte geschrieben sind, zu lesen. Sie dürfen sich nicht mit anderen Moslems zusammen tun, vor allem nicht mit den Mitgliedern der Gegenpartei. Vielmehr hat er seinen Anhängern befohlen, alle gesellschaftlichen und verwandtschaftlichen Zusammenhänge mit denen abzubrechen, die seine Führerschaft nicht anerkennen. Dagegen hält die andere Partei, die ihren Mittelpunkt in Lahore hat, streng an den Grundsätzen der Verfassung fest. Diese Gruppe räumte zwar Qadian, aber nicht eher, als bis sie sich unter dem Namen Ahmadi Anjuman Aschaat-e-Islam, Lahore, zu einer selbständigen Vereinigung zusammengeschlossen hatte, und diese Anjuman ist es, die unter anderem auch die Moschee am Fehrbelliner Platz zu Berlin erbaut hat. Der Präsident der Anjuman ist Maulvi Muhammad Ali,

ein frommer Mann, der die Segnungen der modernen Erziehung sowohl wie der alten Gelährsamkeit genoß, und dessen tiefes Wissen man nach seinem Kommentar zum Heiligen Quran beurteilen mag. Außer seiner epochemachenden Uebersetzung und dem Kommentar zum Heiligen Quran, der Weltruf genießt, hat er auch ein „Leben des Heiligen Propheten“ und mehrere andere Werke verfaßt. Seine Uebersetzung von Bukhari's „Aussprüchen des Propheten“ befindet sich gerade unter der Presse, der erste Teil ist bereits erschienen. Seine Schriften liegen in englischer und türkischer Sprache sowie im Urdu-Idiom vor. Insbesondere existiert auch sein berühmter Quran-Kommentar in einer Urdu-Ausgabe. Muhammad Ali hat sein ganzes Leben der Sache des Islam geweiht und ihr unendliche Dienste geleistet; gleichwohl ist er nur das verfassungsmäßige Oberhaupt der Gesellschaft und nicht mehr. In verschiedenen Städten gibt es übrigens Tochtergesellschaften, die alle mit der Muttergesellschaft in Verbindung stehen. Die Verehrung für Mirza Ghulam Ahmad ist das Einzige, was die Mitglieder der Ahmadia-Gesellschaft in Lahore von den anderen Moslems unterscheidet. Was aber die Spaltung unter den Ahmadis anbelangt, so fühle ich mich veranlaßt zu gestehen, daß sie, so bedauerlich sie auch immer bleibt, doch mancherlei Gutes mit sich bracht. Denn sie führte den abgespaltenen Teil aus einem unbekanntem Dorfe abseits von aller Verbindung mit der Welt nach der Stadt Lahore, der Hauptstadt der Provinz Punjab, die ein Mittelpunkt des indischen Erziehungs-, Kultur- und Verwaltungswesens ist. Und der Oeffentlichkeit wurde damit Gelegenheit gegeben, die Führer dieser Bewegung besser kennen zu lernen. Durch die Verlegung des Schwerpunktes der Bewegung von Qadian nach Lahore wurde es auch sehr viel leichter, die Mißverständnisse, die gegenüber der Bewegung und ihren Begründern noch vorwalteten, fortzuräumen. Man konnte der Oeffentlichkeit zeigen, daß diejenigen, die der Menge als ketzerische, mißleitete Fanatiker galten und als Schädlinge, die den Islam vernichten wollten, in Wahrheit die ergebensten Diener des Islam waren, auch, daß sie sich weder durch ihre religiösen Ansichten noch durch ihre Bräuche von den anderen Moslems unterscheiden.

Was aber die von Mirza Mahmud verkündigten ungeheuerlichen und hassenswerten Lehrmeinungen betrifft, so werden meine Leser mir glauben, wenn ich ihnen mit allem mir zu Gebote stehenden Nachdruck wiederhole, daß wir Ahmadis aus Lahore nichts, aber auch garnichts mit jenen Thesen zu tun haben, und daß uns seine

Ansichten Abscheu und Widerwillen erregen. Ja, es bedarf nicht vieler Worte, um zu beweisen, daß seine Meinungen denen seines Vaters geradezu feindlich gegenüberstehen. Tatsächlich hat Mirza Mahmud seine eigene Sache durch die mündlich und schriftlich immer wiederholte Behauptung nur geschwächt, sein Vater habe seine eigentliche Stellung stets verkannt, und ihm, Mahmud, sei es vorbehalten, nunmehr, einige Jahre nach seines Vaters Tode, festzustellen, daß Mirza Ghulam Ahmad wirklich ein Prophet, kein bloßer Reformator gewesen sei. Es ist nutzlos, die vielen Absurditäten aufzuzählen, zu denen Mahmud sich getrieben sah, um die eine große Torheit, die im Mittelpunkt seines Denkens stand, zu stützen. Mahmud ist der Verfasser umfangreicher Salbadereien, er hat viel unverständlichen Unsinn geschrieben, Dinge, die wenigstens für uns arme Sterbliche zu schwierig sind, um sie anders zu würdigen. Er hat eine einzigartige Kunst, einfache Sachverhalte kompliziert darzustellen. Man macht sich schwer einen Begriff von dem wirren Gewebe seiner Phantasien, und aus seinen seitenlangen Schreiben, seinen stundenlangen Vorlesungen erfährt seine Gefolgschaft doch nie, worum es sich eigentlich handelt. Mit Hartnäckigkeit leugnet er allgemein bekannte Tatsachen und behauptet, daß der Heilige Prophet nur einen Namen, Muhammad, getragen habe, nicht die beiden Namen Muhammad und Ahmad, und um den Unverstand auf den Gipfel zu treiben, beanstandet er noch die grammatikalische Konstruktion von seines eigenen Vaters Namen. Sieht man dem allen zu, so verwandelt sich des Beschauers Empörung fast in Mitleid, und man wird die Furcht nicht los, daß es sich bei ihm vielleicht um eine Art Geisteskrankheit handle. Denn es ist kaum zu glauben, daß jemand bei klarem Verstande derartige Absurditäten vorzubringen wagt.

Im einzelnen sind die Etappen von Mahmuds Treiben die folgenden. Mirza Ghulam Ahmad starb im Jahre 1908. Mahmud war damals ein Jüngling von achtzehn Jahren. Drei Jahre später, 1911, veröffentlichte Mahmud zum ersten Male seine Ansicht, daß diejenigen, die nicht an seines Vaters Prophetentum glaubten, als Kafir zu betrachten seien. Das damalige Oberhaupt der Gemeinschaft erließ sogleich eine Gegenerklärung, in der Mahmuds These widerrufen wurde. Ein zweiter junger Mann, der in Wahrheit der Urheber dieser törichten Ideen war und nicht von ihnen lassen wollte, wurde aus der Gemeinschaft ausgestossen. Als aber im Dezember 1913 des allverehrten Hakims Gesundheit versagte, ließ Mahmud seine

Ideen gleich wieder laut werden. Er erhielt einen Verweis; ihm wurde gesagt, er wisse noch nicht, was er rede. In der Zeit vom Tode des Begründers der Ahmadija bis zum Tode Nur-ud-Dins wurde eine bedeutende Literatur veröffentlicht, wohl geeignet, die Interessen der Bewegung zu fördern. In all diesen Schriften wurde Mirza immer nur als Reformator geschildert. Mahmud hat, als er zur Macht kam, jene Schriften sämtlich unterdrückt. Es ist kein geringes Verdienst Muhammad Alis, daß er, nachdem er alle Quellen in dieser Frage benutzt hatte, sowohl die alten wie die, die aus der Feder des Gründers der Bewegung selbst stammten, die Sache von Grund aus neu prüfte und auf der Basis seiner Feststellungen eine Reihe von Streitschriften veröffentlichte. In ihnen erbringt er aus den selbsteigenen Schriften und Reden jener, die heute mit Mahmud vereinigt sind und seine Ansichten unterschreiben, den Beweis, daß sie vor der Spaltung der Partei ganz die umgekehrte Meinung vertreten haben. In dieser ganzen Angelegenheit liegen die Dinge in der Tat seltsam. Der Vater wurde dereinst von seinen Gegnern beschuldigt, daß er behaupte, ein Prophet zu sein. Er wies diese Anklage jederzeit mit allem ihm zu Gebote stehenden Nachdruck zurück, solange bis er ins Grab sank. Und nun kommt sein Sohn und verkündet, daß sein Vater Unrecht hatte, und daß seine Widersacher im Rechte sind!

Ein zweites Mißverständnis besteht in der Annahme, daß Mirza Ghulam Ahmad eine neue Sekte gegründet habe. Dieser Vorwurf kann nur von nicht denkenden Leuten erhoben werden bzw. solchen, die von Mahmuds Ansichten mißleitet wurden oder die Mirza Ghulam Ahmads Bücher nicht gelesen haben. Mirza verabscheute das Sektenwesen und tat sein Bestes, es zu beseitigen. Ja sein Grundsatz von der Gewissens- und Gedankenfreiheit vernichtet geradezu die Wurzel alles Sektierertums. Er selbst ist der Urheber jenes berühmten Satzes, den er 1914 verkündete: „Es gibt keine Sekte im Islam!“ Daß alle Sekten in Wahrheit eins seien sowohl in Dingen des Glaubens wie der religiösen Uebungen, das war eine seiner Kardinalthesen. Er wies darauf hin, daß alle Moslems an denselben einzigen Gott, an denselben Propheten Muhammad und an dasselbe Heilige Buch glauben. Alle Moslems sprechen, so sagte er, dieselben Gebete in derselben Bet-Richtung und in derselben Haltung. Die Unterschiede, die eine Schule des Denkens von der anderen trennt, sind so nebensächlich, daß sie übersehen werden können, und über die geringen Abweichungen bei einigen Uebungen, denen

der Unwissende so viel Wichtigkeit beilegt, lohnt es sich vollends nicht, ein Wort zu verlieren. Denn ihren gemeinsamen Ursprung haben sie ja alle in den Gewohnheiten des Heiligen Propheten selbst. Wenn diese verschiedenen Arten der Uebung aber in einer Person ihre Einheit finden konnten, warum sollen sie dann nicht von verschiedenen Wesen ausgeübt werden, ohne daß die einen die anderen der Ketzerei bezichtigen? Mirza suchte in seiner Weise tatsächlich den Geist des Sektenwesens unter den Moslems auszurotten, und der Erfolg seiner Bemühungen zeigt sich deutlich darin, daß inzwischen die Zahl solcher Männer ungemein angewachsen ist, die es ablehnen, sich mit irgend einer Sekte zu identifizieren. Aus der Ahmadi-Gemeinschaft eine Sekte zu machen, lag jedenfalls weit außer dem Bereiche von Mirzas Denken. Es war nur die Verfolgung der Welt, die aus Gründen des Selbstschutzes dahin führte, daß man sich zu einer Körperschaft zusammensetzt. Wenigstens die Abteilung Lahore wurde keine Sekte. Dies ergibt sich ganz greifbar aus der Tatsache, daß ihre Mitglieder zu jeder Zeit bereit sind, mit jedermann in religiösen Dingen zu arbeiten, der sich Moslem nennt, gleichviel ob der Betreffende Sunni oder Schia oder Wahabi ist und ohne Interesse daran, welcher besonderen Schule eine Persönlichkeit angehört. Solche Verschiedenheiten treten absolut nicht in den Kreis unserer Berücksichtigung. Von der Plattform der Ahmadi aus sind Sunni, Schia, Wahabi, Hanbli, Schafa-ai alle gleich.

Bevor ich diese Ausführungen abschließe, möchte ich auch noch etwas zur Richtigstellung vorbringen bezüglich der Politik, die Mirza Ghulam Ahmad seinerzeit trieb und befahl. Es hat da weit und breit ein böser Irrtum um sich gegriffen, und dieser Irrtum ist allerdings durch Mahmuds Verhalten noch wesentlich gefördert worden. Denn dieser und seine Angehörigen halten sich grundsätzlich weit ab von allen politischen Kämpfen Indiens und nehmen in allen wichtigen Fragen eine dem übrigen Lande ganz und gar entgegengesetzte Stellung ein. Soviel ist allerdings richtig: Mirza Ghulam Ahmad war ganz und gar kein politischer Führer. Er überließ die Politik ihrem eigenen Gange. Sein Wirken lag in einer anderen Sphäre. Sein einziges Ziel war und blieb, eine religiöse Wiedergeburt und eine Reform unter den Moslems einzuleiten, und nichts durfte seine Aufmerksamkeit von diesem zentralen Gedanken ablenken. Die Politik ist der Ort eines schlüpfrigen Spieles, das von Tag zu Tag sein Gesicht wechselt. Und so wechseln während

eines langen Lebens in politischen Dingen auch die meisten Menschen ihren persönlichen Standpunkt. Ja, die verschiedenen Lebensalter denken in politischen Fragen überhaupt und grundsätzlich verschieden. Die Meinung der Jugend kann hier nicht die des Alters sein und umgekehrt. Welche Haltung jemand daher auch in einem gewissen Lebens- und Zeitalter zu politischen Fragen einnimmt; es kann sein Verhalten niemals zur bindenden Regel werden für Menschen einer anderen Zeit und eines anderen Lebensalters. Umgekehrt darf dem Betreffenden aber auch kein Vorwurf daraus gemacht werden, wenn sein Verhalten zu seinen Lebenstagen nicht dasselbe war, wie das unsere es heute ist. Mirza starb 1908, während die erste Wandlung in dem Verhalten der indischen Moslems gegenüber der britischen Regierung sich im Herbst 1911 vollzog, als in Indien die Ueberzeugung Platz griff, daß der Einfall der Italiener in Tripolis unter Mitwirkung und gewissermassen auch Beihilfe Englands statt gefunden habe. Bis zu diesem Zeitpunkt haben die indischen Moslems der britischen Politik absolute Treue gehalten. Diese Treue war allenthalben auf denselben Ton gestimmt. Jeder Moslem, der etwas in Indien galt, wetteiferte mit seinen Freunden in Ausdrücken der Ergebenheit für die Beherrscher des Landes. Das war auch ganz natürlich. Denn die Moslems standen damals noch unter den Nachwirkungen des unglücklichen Aufstandes. Und sie wollten gern etwas von dem zurückgewinnen, was sie verloren hatten. Der einzige Weg, den sie dafür sahen, aber war, daß sie England ihre Treue und Ergebenheit bezeigten. Sir W. W. Hunter schrieb damals ein Buch, in dem er zu beweisen suchte, daß die Moslems Indiens ihrer Natur nach untreu und aufrührerisch sind. Sir Syed Ahmad Khan, der politische Wortführer der indischen Moslems, veröffentlichte unverzüglich als Erwiderung ein Buch, in dem er im Namen seiner Glaubensgenossen unerschütterliche Treue für die Briten bezeugte. Und das war allerdings die Musik, die für die damalige Zeit die rechte war. In dieser Erkenntnis nahm auch Mirza Ghulam Ahmad Notiz von Hunters Buch und schlug vor, daß die führenden Männer unter den Moslems eine Denkschrift vorbereiteten, um die Regierung von ihrer Treue zu überzeugen (Barahin S. 90—91).

Zweifellos aber war ein Unterschied zwischen den Versicherungen der Treue, die Mirza aussprach, und denen, die seine Zeitgenossen abgaben. Denn bei den Zeitgenossen war das Bekenntnis eine

Angelegenheit der Politik und der Selbsterhaltung. Oder hätte wirklich je ein Volk aus reiner Selbstlosigkeit seinen Unterjochern Treue geschworen? Aber Mirza war aufrichtig, und seine Treue war auf Dankbarkeit gegründet. Denn seine Familie hatte unter den Sikhs in der Provinz Punjab unsägliches Elend erlitten. Davon war schon die Rede. Auch war er in seiner Kindheit ein Zeuge der Schrecken gewesen, welche die Sikha Schahi um sich verbreitete.\*) Die Sikhs hatten die Moscheen in Ställe und Kornspeicher umgewandelt und den Gebetausrufern ihre Tätigkeit untersagt. All das aber änderte sich, als die Sikhs unterworfen worden waren und Punjab Britisch-Indien einverleibt wurde. Die Moslems konnten wieder frei atmen. Leben und Eigentum waren wieder sicher, und sie durften ihren religiösen Pflichten ohne jede Belästigung nachgehen. Wenn daher Mirza die britische Regierung preist, weil sie Frieden und Sicherheit im Lande wieder hergestellt habe, so meint er das in Hinsicht auf die Gesetzlosigkeit, die während der Sikh-Regierung allenthalben bestanden hatte. „Mit der Sikh-Regierung verglichen, ist die britische Herrschaft ein Segen“ hat er mehr als einmal in seinen Schriften geäußert.

Mirza hatte aber noch einen anderen Grund zur Dankbarkeit. Die Bewegung, die von Mirza ausging, war eine religiös-reformatorische. Er war ein Bilderstürmer, er hatte alte Ueberlieferungen zerbrochen und alle jene Spinnweben, die seit Jahrhunderten das Antlitz des Islam entstellten, fortgefegt. Würde er aber, so muß man sich doch fragen, in irgend einem moslemischen Lande derart ungestört haben wirken können? Wäre er etwa in dem von Mulla beherrschten Afghanistan auch nur annähernd ebenso sicher gewesen? Oder in dem von Priestern vergewaltigten Persien oder in der Türkei, wo Abdul Hamid die Blüte der türkischen Rasse in den Bosphorus werfen ließ, oder in Aegypten, wo noch heute Gedanken- und Redefreiheit unter Moslems verboten ist? Die Antwort auf diese Frage muß lauten: Nein. Denn in allen diesen Ländern hätte man ihn gar nicht erst aufkommen lassen, sondern irgendwelche von jenen an der Macht befindlichen Gruppen, die ihn in Indien achtzehn Jahre lang verfolgt, hätten sich bei den ersten

---

\*) „Sikha Schahi“ heißt Sikh-Regierung. Aber die Uebersetzung sagt nicht, welchen Spezialsinn der Ausdruck im Idiom hat. Es handelt sich nämlich um eine feststehende Redewendung, die in Wahrheit nichts anderes bedeutet als: äußerste Anarchie, absoluten Mangel an Lebens- und Eigentums-Sicherheit, Vorrang der Macht vor dem Recht. Denn solcher Art war die kurzlebige Sikh-Regierung in Punjab.



Anzeichen, daß ihre Interessen geschädigt werden würden, an die Regierung gewandt, und diese hätte ihm ein frühes und schimpfliches Grab bereitet. Mirza wußte das und fühlte sich auch aus diesem Grunde der englischen Regierung zu Danke verpflichtet. Er freute sich der Freiheit, mit der er arbeiten konnte, und pries die Briten für die Innehaltung strenger Neutralität in Glaubenssachen, die ihm sogar erlaubte, gegen das Christentum ungehindert anzukämpfen, obwohl es sich doch hier um die Religion der herrschenden Rasse handelte. Mirza war eben ein ritterlicher, gerechter und dankbarer Mann, immer bereit, auch bei solchen noch Tugenden anzuerkennen und zu loben, mit denen er in anderen Dingen nicht übereinstimmte. Schließlich aber gab es noch eine letzte Ursache für seine häufigen und nachdrücklichen Treue-Bezeugungen. Als Mirzas Bewegung Wurzel zu fassen und sich auszubreiten begann, fühlten sich seine Feinde durch seinen Erfolg beunruhigt. Von ihnen gingen der Regierung nun geheime Berichte zu, laut denen Mirzas Absichten für die Regierung keineswegs gute waren. Er wurde vielmehr beschuldigt, mit dem Emir von Afghanistan in geheimem Briefwechsel zu stehen und Kräfte um sich zu sammeln mit dem Zwecke, nach geheimer Abrede mit jenem einen plötzlichen Aufruhr zu erzeugen. Infolge dieser Berichte ordnete die Regierung eine Durchsuchung seines Hauses an, — ich erzählte schon davon. Gleichzeitig begann, — von seinen Widersachern unterhalten, — auch eine Propaganda gegen ihn in der halb offiziellen englischen Tageszeitung Lahores „Civil and Military Gazette“. In ihren Spalten sollten seine bösen Pläne gegen die britische Regierung ans Licht gebracht werden. Man wollte ihm nachweisen, daß er unter dem Deckmantel religiöser Propaganda gegen England arbeite. Rein zu seiner Selbstverteidigung also und um seine junge Bewegung nicht schon in der Wiege abwürgen zu lassen, sah er sich veranlaßt, Manifeste in die Welt hinauszuschicken, die seine Treue bewiesen. Wären all diese Gefahren und Angriffe hingegen nicht gewesen, hätte man ihn in Ruhe gelassen, so würde er sich sicherlich absolut nicht um Politik gekümmert haben. War er doch so ganz und gar von seiner religiösen Aufgabe in Anspruch genommen, daß er häufig selbst die brennendsten politischen Tagesfragen übersah. Eine dieser brennenden Fragen betraf damals den Boykott ausländischer Güter und die Stärkung des inneren Marktes durch Beschränkung des Konsums auf einheimische Erzeugnisse. Wenn die Strömung, die dafür bestand, nur auf rein ökonomischen Gründen

basiert hätte, so würde die Regierung vermutlich nichts dagegen einzuwenden gefunden haben. Aber tatsächlich wurde diese Idee als eine Maßnahme politischer Rache propagiert, und so wurde sie auch von der Regierung als aufwieglerisch angesehen. Während einer offiziellen Dienstreise besuchte nun ein hoher britischer Offizier den Mirza und fragte ihn, was er über diese Bewegung dachte. Mirza wußte garnichts von der Sache, und, nachdem sie ihm auseinandergesetzt worden war, erwiderte er ohne Zögern: „Ach, das ist eine wundervolle Bewegung, sie wird das Land bereichern!“ Er dachte nur an das Gute für sein Volk und fürchtete sich keinen Augenblick, seine Gesinnungen offen zu zeigen.

Mirza Ghulam Ahmad lobte die Briten um des Friedens und der Sicherheit willen, die ihre Herrschaft ins Land gebracht hatte, und wegen ihrer Politik, soweit sie darin bestand, sich nicht in Religionsfragen einzumischen. Und er war ihnen dankbar für den Schutz, den er und seine Bewegung, die nirgends anderswo möglich gewesen wäre, unter ihrer Regierung genoß. Aber seine Bewunderung, Ergebenheit und Dankbarkeit glich absolut nicht jener blinden Anbetung, welche diejenigen zur Schau zu stellen pflegen, die offiziellen Gunstbezeugungen nachjagen. Auf S. 28 des „Nur-ul-Quran“ schreibt er: „Wir trauen ihr (der englischen Regierung) nicht zu, daß sie frei von Fehlern ist, auch scheinen uns ihre Gesetze nicht auf tiefer Weisheit aufgebaut zu sein“. Demgemäß hielt er darauf, daß die freie Meinungsäußerung in politischen Dingen unangetastet blieb, sodaß die Fehler der Regierung offen besprochen werden konnten, bis sie abgestellt waren. Frei geübte Kritik erschien ihm als die beste Art der Treue. Wenn wir aber auf die Geschichte der modernen indischen Bewegung zurückblicken, so kommt es doch klar wie der Tag zum Vorschein, daß selbst in der Welt politischen Denkens Mirza den zeitgenössischen Führern Indiens um Jahre vorausgeeilt war. Ich habe schon gesagt, daß die Haltung der Moslems gegenüber der britischen Regierung erst im Herbst 1911 einen Umschwung erfuhr. Es war aber vorerst nur ein Umschwung der Gefühle, der noch keine sichtbaren Formen annahm. Vielmehr geschah das erst zwei Jahre später, als der Balkankrieg vorbei war, der im Zusammenhang mit einigen verhänglichen Vorkommnissen in der Heimat dem Faß den Boden einschlug. Im Jahre 1913 änderten die moslemischen Politiker ihren Kurs offiziell und nahmen die Autonomie Indiens als Endziel in ihr politisches Programm auf.

Aber zu Lebzeiten Mirzas, solange England noch in gutem Einvernehmen mit den Türken stand und als Freund der Moslems galt, lag der Gedanke eines Paktes mit den Hindus zwecks Erlangung der politischen Autonomie den indischen Moslems völlig fern. Diese Idee kam keinem der moslemischen Führer in den Sinn. Vielmehr verfolgten sie als Gegner der Hindus eine sehr strenge separatistische Linie. Ganz unbesorgt um den Gang der politischen Anschauungen aber und fast im direkten Widerspruch zur moslemischen Politik der Zeit schrieb Mirza damals seine „Botschaft des Friedens“, in der er kulturelle und politische Einheit der Moslems und Hindus auf der Grundlage gegenseitigen Vertrauens und religiöser Duldung vorschlägt. In dieser Botschaft macht er seinen eigenen Leuten ernstliche Vorwürfe, daß die sich von den Hindus fern halten, und ermahnt sie, jenen zu vertrauen und mit ihnen zu arbeiten. Er nennt die Uneinigkeit der Inder selbstmörderisch für beide Gemeinschaften und läßt Hindus und Moslems ein, ein schriftliches Abkommen mit einander zu treffen. „Liebe Brüder“, schreibt er, „es gibt nichts Besseres als Einigkeit; laßt uns durch dieses Ueber-einkommen eins werden, laßt uns eine Nation sein!“. Er verfolgte, wie man sieht, den Plan eines großen, nationalen Zusammenschlusses. Aber das Schicksal versagte ihm die Möglichkeit, seine Absichten dem Volke selber ans Herz zu legen. Erst ein paar Tage nach seinem Tode wurde die Botschaft in der Halle der Universität von Lahore verlesen. Doch war er mit seinem Plan seiner Zeit viel zu weit voraus, was allerdings für seinen überragenden Geist zeugt. Seine Idee jedoch scheiterte. Fünf Jahre später führte dann der Wandel der Zeiten die beiden Gemeinschaften tatsächlich einander in die Arme. Aber die wesentliche Bedingung, ohne die eine hindu-moslemische Einigung in Indien undenkbar ist, und auf der Mirza eine geeinte indische Nation hatte aufbauen wollen, kam den opportunistischen Politikern von 1913 nicht in den Sinn. Diese Bedingung hieß: gegenseitige religiöse Duldung. Demgemäß verfehlten auch die damaligen politischen Bemühungen wiederum ihr Ziel.

In diesem Zusammenhang sei auch noch eines Mißverständnisses Erwähnung getan, das den Anhängern Mirzas noch heute mancherlei üble Nachrede einträgt. Es wird den Ahmadis nämlich gelegentlich vorgeworfen, sie legten einen gewissen Vers des Heiligen Qurans so aus, daß der Gehorsam gegen die Obrigkeit den Moslems zur Pflicht gemacht wird auch dann, wenn die Herrscher keine Moslems sind. Der in Frage stehende Vers lautet wie folgt:

„Oh ihr, die ihr glaubt, gehorcht Gott und gehorcht dem Gesandten und den Befehlshabern unter euch“ (4:59). Dieser Vers ist nun von jeher in diesem Sinne ausgelegt worden. Wird dagegen jetzt Einspruch erhoben, weil irgend eine Nation infolge ihrer eigenen politischen Kämpfe mit England dem Quran-Vers eine andere Auslegung zu geben wünscht, so ist die Ahmdia-Gemeinschaft allerdings am wenigsten bereit, da mit zu machen. Und sie weiß sich in guter Gesellschaft. Denn man erinnere sich einmal: Wie verhielt sich Maulana Muhammad Ali zu unserer Frage? Dieser Mann ist bekanntlich einer der verwegenen nationalen Führer Indiens und die rechte Hand Mahatama Gandhis, zudem ein Moslem, dessen Orthodoxie und Gelehrsamkeit wohl noch niemals in Zweifel gezogen worden ist. Muhammad Ali hat seinen Eifer für die Befreiung der islamischen Länder durch rastlose Tätigkeit wie durch schweres Leiden im Kerker hinlänglich bewiesen. Und was sagt dieser Mann über unseren Streit? Er äußert sich: „Wir glauben den Islam hinlänglich zu kennen, um sagen zu dürfen, daß ein Moslem nicht genötigt ist, einem moslemischen Herrscher über nichtmoslemische Untertanen die Regierung zu verschaffen, und daß er die Regierung eines nichtmoslemischen Fürsten über moslemische Untertanen nicht stürzen darf, solange es ihm frei steht, (unter dieser Regierung) den Geboten seines Gottes zu folgen“ (Comrade, September 4, 1925 p. 115). Die fanatische Anschauung, daß nach den Lehren des Islam die Moslems ihren Herrschern nur dann treu sein dürfen, wenn diese selbst Moslems sind, und nicht, wenn sie Nicht-Moslems sind, verstößt durchaus gegen die Gepflogenheit des Heiligen Propheten selbst, der sich dreizehn Jahre lang unter die Tyrannei der Einwohner von Mekka fügte, und der eine große Anzahl seiner Anhänger veranlaßte, in christlichen Ländern Zuflucht zu suchen. Wollte man aus jener irrigen Deutung Ernst machen und nach ihr handeln, so müßten ja die Moslems, die zum größeren Teil unter nichtmoslemischer Herrschaft leben, überall als Rebellen auftreten, und ihre nichtmoslemischen Herrscher wären ganz und gar im Rechte, wenn sie solche Aufrührer mit Stumpf und Stil ausgerotteten. Alle moslemischen Studenten zudem, alle Kaufleute und Reisenden, die in christlichen Ländern leben, müßten ebenfalls den Rebellen in dem Lande spielen, dessen Gastfreundschaft sie genießen. Ein solcher Gedanke führt sich natürlich selbst ad absurdum und zeigt nur, wie der Fanatismus sogar die herrlichen Lehren des Islam in Fluch umzuwandeln und der Lächerlichkeit nahe zu bringen vermag.

Außer dem Standpunkt dieser Fanatiker gibt es freilich noch ein anderes Extrem, dessen Vertreter die Leute von Qadian, die Anhänger Mahmuds sind. Sie behaupten, daß die Vorschrift der Unterwerfung und Treue den Herrschern gegenüber ein absolutes Gebot ist, welchem man unter keinen Umständen ungehorsam sein dürfe. Demgemäß ist jede Anstrengung, sich von drückender Tyrannei befreien zu wollen, und jeder Wunsch nach Besserung der eigenen Lage eine Sünde. Ich wage zu sagen, daß diese absurde Idee eine Verleumdung des Heiligen Qurans darstellt und nur der unsinnigen Gewohnheit zu verdanken ist, Lehrmeinungen auf halben Versstücken aufzubauen. Der ganze Vers lautet nämlich: „Oh ihr, die ihr glaubt, gehorchet Gott und gehorchet dem Gesandten und den Befehlshabern unter euch. Und wenn ihr über etwas streitet, so bringt es vor Gott und den Gesandten, wenn ihr an Gott und den letzten Tag glaubt; dies ist besser und am Ende sehr gut“. Aus diesem Verse geht klar hervor, daß ein Moslem treu zu denen halten muß, die im Regiment über ihm stehen, aber nur, soweit deren Befehle seinen religiösen Pflichten nicht zuwider laufen. Gehorsam gegen Gott und Seinen Gesandten ist eine höhere Pflicht als Gehorsam gegen irgend einen irdischen Herrscher, und wenn irgend ein in Ansehen Stehender, sei es ein Vater, ein Lehrer oder jemand anders, sei es ein moslemischer oder nichtmoslemischer König, die religiösen Freiheiten der Moslems angreift, so haben sie es nicht nötig, sich auch in diesem Falle der Autorität zu unterwerfen. Dann sind sie vielmehr frei, und wenn es die Umstände erfordern, so sind sie sogar dazu verpflichtet, das Unheil mit jederlei Mitteln abzuwenden.

Vor allem möchte ich zum Schlusse noch einmal nachdrücklich betonen, daß die Ahmadiya-Bewegung keine politische Körperschaft ist. Sie hat nur ein Ziel im Auge: die Lehren des Islam zu verbreiten. Ihr Wirken ist ein rein religiöses. Die endgiltige Autorität für uns ist in allen religiösen Dingen der Heilige Quran und der Heilige Prophet Muhammad. Alles andere kommt in zweiter Linie und muß danach beurteilt werden, ob es mit den Lehren des Heiligen Qurans und denen des Propheten übereinstimmt oder nicht. Wir sind Mirza Ghulam Ahmad dankbar für die große Stoßkraft, die er der islamischen Propaganda gab. Die missionsmäßige Betätigung des Islam fand im Gange der Geschichte ein nur allzu frühes Ende. Nachdem die ersten vier Khalifen gestorben waren, kam sie zum Stillstand, während gleichzeitig sich die Demokratie des Islam in die despotische Herrschaft der Omajjaden um-

wandelt. Ganz hörte ohne Zweifel die islamische Propaganda nie auf, aber sie war dann immer nur den vorübergehenden Anstrengungen einzelner Persönlichkeiten zu danken. Keine systematisch ausgebaute Organisation stand dahinter. So ist es auch kein kleines Vollbringen seitens Mirza Ghulam Ahmads, daß er eine mächtige Gemeinschaft ins Leben gerufen hat und sie mit glühender Begeisterung für die Verbreitung des Islam zu erfüllen verstand. Was er tat, geschah seit dreizehn Jahrhunderten zum ersten Mal. Er erneuerte damit das Beispiel des Heiligen Propheten und seiner unmittelbaren vier Nachfolger. Weder Eifersucht noch Neid kann den Glanz solcher Leistungen verdunkeln. Hatten sich die Streiter des Islams ihren Feinden gegenüber im Geisteskampf bis dahin immer höchst hilflos gezeigt, so stand er kühn auf, focht männlich seinen Kampf allein aus und brachte einen ruhmreichen Sieg nach Hause, denn er warf ganz und gar und für immer zu Boden diejenigen, die gemeint hatten, den Islam vernichtet zu haben. Es wäre höchste Undankbarkeit, seine großen Verdienste ableugnen zu wollen. Und nur nach diesen kann er beurteilt werden. Seine Lehren ließen den Islam von neuem auferstehen. Seine Größe liegt also darin, daß er sich dem Islam weihte und die Fahne Muhammads hochhielt. Er war ein Diener Muhammads und nicht ein Geringstes mehr. Wenn ihn aber am Tage der großen Rechenschaft Muhammad als einen seiner ergebensten Diener anerkennen wird, so wird das die größte Ehre sein, die Mirza sich je gewünscht hat. Den Ahmadiis war er ein verehrter Lehrer und geliebter Führer in den Bahnen des Islam und den Fusspuren Muhammads. Denn so sang dieser größte moderne Liebhaber des Propheten:

Nächst Gott bin ich trunken von  
 der Liebe Muhammads;  
 Wenn dies Unglauben ist, bin ich bei Gott!  
 der größte Ungläubige.

### VIII.

#### ZUKUNFTIGE AUSSICHTEN.

Gewiß war die Spaltung im Lager der Ahmadiis ein großes Unglück. Wäre man einig geblieben, die Ahmadiis hätte eine sehr beträchtliche Macht bedeutet. Es sind auch viele Bemühungen unter-

nommen worden, um die beiden Richtungen in der Bewegung wieder unter einen Hut zu bringen. Aber alles war vergebens. Mirza Mahmuds Unzugänglichkeit, sein fanatisches Festhalten an seinen Ansichten und seine beharrliche Forderung, zu allererst als gottberufener Khalif anerkannt zu werden, haben alle Bestrebungen zur Wiedervereinigung vereitelt. Ist Mahmud doch nichts so wichtig, als den Papst zu spielen. Die Bemühungen um Wiedervereinigung sind bezeichnenderweise in der Regel von Lahore ausgegangen, nicht von Qadian. Auch der liberale Teil der islamischen Presse Indiens und manche führende Persönlichkeiten, die der Ahmadiabewegung nicht angehören, haben Versuche gemacht, die Ahmadi von Qadian und Lahore einander näher zu bringen. Man bedenke aber: Einst hatte es Tage gegeben, da waren sie alle bemüht gewesen, die Ahmadiabewegung abzuwürgen. Ganz im Gegensatz zu dieser Vergangenheit wünschen sie heute, die Bewegung vereinigt und gestärkt zu sehen. Ist das nicht ein höchst beredtes Zeichen der Anerkennung für unsere Arbeit und Wirksamkeit? Die ganze moslemische Bevölkerung Indiens anerkennt und lobt heute unser Werk. Und es herrscht ein weitverbreitetes Gefühl dafür, daß im Interesse des Islam selbst die beiden Teile der Bewegung ihre Differenzen ausschalten und wieder zusammen arbeiten müßten. Wenigstens sollten beide Lager nicht so heftig gegen einander ankämpfen wie bisher. Um diesen Zustand herbeizuführen, hat unsere Gruppe ihr Bestes getan, allein, wie schon bemerkt, leider vergebens. Die Qadianiten haben sich endgiltig zu einer Sekte zusammen getan und in ihr abgeschlossen. Sie können mit den anderen Moslems nicht gemeinsam arbeiten. Diese, ihre Sekte ist nun zwar heute noch sehr tätig, aber die Beobachter, die mit ihren Arbeitsmethoden vertraut sind und die die Resultate ihrer Wirksamkeit kennen, verheißen ihr keine ersprießliche Zukunft. Die Sekte ist jedenfalls nicht mehr im Wachsen. Ich persönlich bin der Meinung, daß sie entweder ihren Fanatismus und die von Mahmud verfochtenen, unhaltbaren Ansichten wird aufgeben müssen, oder sie wird allmählich in die zweite Gruppe hinüberschmelzen, wenn nicht gar ganz verschwinden. Die Zeit ist ein großer Arzt und wird, ich zweifle nicht, auch diesen Schaden reparieren.

Beiläufig will ich einen Vorfall erwähnen, welcher beweist, wie weit die öffentliche Meinung in Indien zugunsten unserer Bewegung gewandelt ist. Im März letzten Jahres tagte zu Amritsar eine große politische Konferenz, an der die Moslems aller Richtungen

sich beteiligten. Eine angesehene religiöse Gemeinschaft weigerte sich jedoch, in die Verhandlungen einzutreten, weil die Ahmadis auch eingeladen worden waren. Unsere Vertreter erboten sich sofort, sich zurückzuziehen, um jenen Fanatikern die Teilnahme an der Konferenz zu ermöglichen. Daß es sich dabei nur um Fanatismus handelte, bezeugt die Tatsache, daß jene Gemeinschaft schon oft in ihrer religiösen Arbeit von uns Hilfe angenommen hatte. Unsere Vertreter erboten sich ferner, alle von der Konferenz gefaßten Beschlüsse anzuerkennen. Aber die Einberufer der Versammlung wollten nichts von einem Fehlen der Ahmadis hören. Sie bestanden darauf, daß unsere Vertreter an der Versammlung teilnahmen, und sie ließen die religiöse Fanatiker ruhig nach Hause gehen! Dieses Ereignis zeigt, was für eine bedeutende Rolle unsere Gesellschaft in Indien spielt. Obgleich unsere Gesellschaft jede politische Tätigkeit vermeidet, hat sie die nationale Bewegung dennoch begünstigt und ihr jede mögliche Hilfe geleistet. Besonders muß in dieser Richtung die Khalifatsfrage erwähnt werden, über die die beste Propaganda-Literatur von unserer Presse ausgegangen ist.

Die genannten Leistungen sind jedoch nur der zweiten Gruppe der Ahmadia-Gemeinschaft zu verdanken, der von Lahore, also die durch die Ahmadia Anjuman Ischaat Islam vertreten wird. Sie hat während ihres nunmehr zwölfjährigen Bestehens eine hochbedeutsame Arbeit geleistet. Ihre vielseitige Tätigkeit läßt sich in drei große Geschäftskreise einteilen. Sie wirkt erzieherisch, literarisch und missionarisch. Wir unterhalten zwei Gymnasien, zahlreiche Kinderschulen, ein Internatshaus und ein Missionscolleg. Der Unterricht in dem letzteren ist frei, und die Studierenden bekommen häufig noch daneben ein auskömmliches Gehalt. Die Anjuman hat eine erhebliche Literatur herausgegeben. Außer den im vorigen Abschnitt dieser Abhandlung erwähnten Werken sind noch eine Reihe anderer Bücher verlegt worden. Wir haben die heiligen Schriften der Hindus übersetzt, die Veden, und ein Teil dieser Uebersetzung ist schon unter der Presse. Eine Anzahl von Zeitschriften, unter ihnen unsere „Moslemische Revue“, werden von der Ahmadia-Gesellschaft zu Lahore unterstützt. Ihre Missionstätigkeit dehnt sich über verschiedene Länder aus. Aber besondere Beachtung beansprucht die Arbeit in Indien selbst. Es leben nämlich in jenem Lande etwa siebenzig Millionen Parias, jene traurigsten Opfer der Auswüchse im Kastenwesen der Hindus. Seit viertausend Jahren unterdrückt und von den Hindus wie die Hunde behandelt, seit ebensolanger Zeit von jeder Art



Zivilisation ausgeschlossen, sind diese Menschen zur niedrigsten Stufe menschlichen Daseins herabgesunken. Die Lage dieser Parias zu bessern und ihnen die Pforte der Kultur zu erschließen, das ist eine humanitäre, es ist aber auch eine riesengroße Arbeit. Unsere Gesellschaft hat sich entschlossen, diese Arbeit auf sich zu nehmen, und hat schon erhebliche Erfolge erzielt. Vorher aber hat die Gesellschaft bereits eine andere humanitäre Arbeit geleistet. Die Hindu-Bevölkerung weist, wie den Indologen wohl bekannt ist, einige Stämme auf, die traditionsmäßig ein verbrecherisches Leben führen. Es sind die sogenannten „kriminellen Stämme“. Die christliche Heilsarmee hatte gleichfalls die Arbeit an ihnen aufgenommen, aber ihre Anstrengungen fanden nicht den gewünschten Erfolg. Wir haben zur Besserung dieser Stämme das Unsere getan, und weil wir Einheimische sind, so haben natürlich unsere Bemühungen den größeren Erfolg gehabt. Unsere Dienste in dieser Richtung sind auch von der Regierung anerkannt worden. Nach unserem Vorbild haben sich nun auch andere Gesellschaften gebildet, um die Verbreitung des Islam fortzuführen. Von diesen Gesellschaften bekommen wir ständig Gesuche, ihnen unsere Missionsarbeiter zu leihen. Und die Nachfrage ist größer als wir befriedigen können. Unsere Frauen haben ihren eigenen Verein und nehmen in bedeutsamer Weise Anteil an der Tätigkeit der Gesellschaft. Zu erwähnen bleiben noch die Einnahmequellen der Anjuman. Indien steht unter der Herrschaft Englands. Aber die englische Regierung steuert nicht einen Pfennig zu irgendwelchen religiösen Gemeinschaften bei und ebensowenig für Wohltätigkeitszwecke. Daher muß jede, im Gebiete der Religion sich betätigende Gesellschaft ihre Mittel selbst beschaffen. Jedes Mitglied unserer Gesellschaft zahlt denn auch als Beitrag 5 Prozent seines Einkommens. Einige zahlen sogar 10 Prozent. An jedem Festtag muß man zudem eine bestimmte Summe spenden. Diese zwei Abgaben sind von dem Begründer der Bewegung selbst angeordnet. Die festtäglichen Abgaben, die vom Islam zugunsten der Armen bestimmt sind, und die Sakatsteuer sind den Vorschriften der Religion gemäß an die Gemeinde zu zahlen, und die Gemeinde sorgt für die Armen. Außerdem werden noch freiwillige Geschenke von Mitgliedern sowie von Nichtmitgliedern dargebracht, die man bei der alljährlich im Monat Dezember zu Lahore stattfindenden Versammlung überreicht. Aber ich muß gestehen, unsere Ausgaben sind zur Zeit höher als unsere Einnahmen. Doch Gott, der Allmächtige, ist unser Schutz, und seine Hilfe allein wird hinreichen,

Seine Barmherzigkeit wird genügen, um alle Schwierigkeiten zu überwinden. Unsere Arbeit wächst unterdessen weiter und weiter. Mit Gottes Hilfe aber hoffen wir, unser Ziel zu erreichen und ein immer besseres Verständnis für den Islam in der ganzen Welt auszubreiten.

---

## ISLAMISCHES GEMEINGEFUEHL.

Von Sadr-ud-Din.

Der Heilige Quran lehrt in seiner 49. Sure:

„Alle Gläubigen sind Brüder, darum versöhnet eure Brüder miteinander und fürchtet Gott, damit Er sich eurer erbarmt.

Oh, ihr Gläubigen! Laßt euch nicht eine Gruppe die andere verspotten. Vielleicht, daß die andere besser ist als ihr. Und mögen die Frauen die anderen nicht auslachen. Vielleicht sind die andern besser als sie selbst. Und machet euer eigenes Volk nicht schlecht. Und gebt einander keinen Spottnamen. Ein Schimpfname ist nach dem Glauben Gott unwohlgefällig, und wer nicht bereut, gehört zu den Ungerechten.

Oh, ihr Gläubigen! Vermeidet in der Regel den Argwohn, denn, wahrlich, der Argwohn ist zuweilen eine Sünde. Und schnüffelt nicht nach den Fehlern der andern und verleumdet einander nicht. Denn würde einer von euch von dem Fleisch eures toten Bruders essen? Das würdet ihr natürlich verabscheuen. Und fürchtet Gott, denn, wahrlich, Er wendet sich oft, oft, oft an uns mit Seiner Gnade.

Oh, ihr Volk! Wahrlich, Wir haben euch aus einem Mann und einem Weib geschaffen und euch zu Stämmen und Familien werden lassen, damit ihr einander kennt. Wahrlich, die Ehrenwertesten von euch sind die Gottesfürchtigsten! Wahrlich, Gott ist allwissend und allgegenwärtig.“

Also das Heilige Buch.

„Alle Moslems sind Brüder“. Gemäß diesem Wort haben sich die Moslems der ganzen Welt zu einer einzigen, allumfassenden Gemeinschaft zusammengefunden. Und es ist etwas Großes um diese Tatsache, beruht in ihr doch die Quelle der islamischen Macht. Der Heilige Prophet des Islam betonte jeder Zeit zwei Dinge in engstem Zusammenhang miteinander: die Einheit Gottes und die Einigkeit unter den Völkern, die Gott dienen. Es gelang ihm, die absolute Einheit Gottes zur Anerkennung zu bringen und die gesamte moslemische Welt zu einer großen Bruderschaft zusammen

zu schließen, wie sie die übrigen Völker ihresgleichen nicht besaßen. Der Gedanke einer solchen brüderlichen Verbindung verschiedener Nationen unter der Fahne des Glaubens war zu einem so frühen Zeitpunkt der Geschichte unter den anderen Völkern überhaupt noch unbekannt. Der Prophet erstand als der Erste, der ihn aussprach, und er hat ihn auch gleich zur höchsten Vollkommenheit emporentwickelt. Heute darf der Pan-Islamismus, den Muhammad begründete, auf eine 13 hundertjährige Vergangenheit zurückblicken, aber selbst in der Gegenwart, also in einer Periode, die direkt als die organisatorische bezeichnet werden könnte, hat man eine ähnliche Gemeinschaftsbildung, wie sie der Pan-Islamismus darstellt, nirgends anderwärts zustande gebracht. Dem Christentum ist es nie gelungen, unter den verschiedenen Nationen, die sich zu ihm bekannten, Einigkeit zu erzielen. Im Gegenteil, das Christentum ist in die verschiedensten Nationen zersplittert, die alle ihre eigenen Bestrebungen verfolgen und gegen einander zur Geltung bringen. So sind die christlichen Völker während der ganzen Weltgeschichte beständig im Kriege gegeneinander gewesen. Und der Weltkrieg mit dem unabsehbaren Elend, das er heraufbeschwor, war nur der sichtbare Ausdruck derjenigen Gefühle, deren christliche Völker für einander fähig sind. Was aber kann von diesen Völkern, die nicht einmal im Bannkreis ihres eigenen Glaubens Frieden zu halten vermögen, die nicht-christliche Welt erwarten? Die nicht-christliche Welt ist verzweifelt angesichts der Greuel, welche von christlichen Völkern über die Menschheit gebracht worden ist, genau so, wie auch viele einsichtige Christen am Christentum verzweifeln, da es den Frieden der Welt so wenig zu wahren vermag.

Den Moslems aber ist nicht nur anbefohlen, untereinander als Brüder zu leben und den Krieg zu meiden, sondern sie sollen auch als Friedensstifter wirken überall, wo irgend etwas den Frieden der Welt stört. Denn der Heilige Prophet sagt nicht nur: „Alle Gläubigen sind Brüder“, sondern er zieht daraus auch die Folgerungen: „darum versöhnet eure Brüder miteinander und fürchtet Gott, damit Er barmherzig gegen euch ist.“

Hier sei überhaupt angemerkt, daß „Moslem“ so viel bedeutet wie „einer, vor dem die anderen sicher sind“. Ein Mensch ist nur dann Moslem, wenn die Allgemeinheit sicher ist „vor seiner Zunge und vor seiner Hand!“ So wenigstens lauten die eigenen Worte des Heiligen Propheten. Sie gelten natürlich auch für die deutschen Moslems. Diese deutschen Moslems werden aber Gefühle treuester

Brüderlichkeit hegen für die ganze übrige moslemische Welt. Denn wenn sie so tun, so setzen sie sich über die Grenzen der Rassen, der Farben und des Klimas hinweg. Und das ist besonders wichtig, weil sie auf diese Weise zum Vorbild werden können für ganz Europa, das endlich dahinkommen muß, auch in den Mitgliedern fremder Rassen und Farben Freunde, Brüder, Menschen gleichen Rechts zu sehen.

Ist die allgemeine pan-islamische Solidarität die Grundlage, von der die 49. Sure in ihrem Eingangsworten ausgeht, so enthalten die weiteren Lehren die Folgerungen aus dieser Solidarität. Sie lassen sich in sechs Sätzen zusammenfassen.

1. Ein Volk darf das andere nicht verspotten.
2. Ein Weib soll das andere nicht verhöhnen.
3. Nörgle nicht an deinem eigenen Volk, und gebt euch gegenseitig keine Spottnamen.
4. Vermeide Argwohn, denn er ist in vielen Fällen Sünde.
5. Suche nicht nach Fehlern bei anderen.
6. Verleumde andere nicht.

Diese Lehren, die ganz klar sind, zeugen von einer tiefen Einsicht in die Quelle sozialer Uebel, — Uebel, welche die Gesellschaft notwendig untergraben. Und der Islam geht immer und in allen seinen Vorschriften von der Rücksicht auf die Gesellschaft und das Gemeinwohl aus. Deshalb fordert er: weder Mann noch Weib sollen sich gegenseitig verspotten, sie sollen auch nichts aneinander auszusetzen haben oder einander Mängel nachsagen. Fehler bei andern suchen, sie ans Licht stellen und sie unbarmherzig verurteilen, das ist ein Laster, das in der Gepflogenheit der Zivilisation nur allzu häufig auftritt. Und der Moslem soll sich hüten, in dieses Laster zu verfallen. Ihm geziemt es vielmehr, Fehler anderer zu übersehen und sie zu vergeben, keinesfalls aber wird er ihren Mängeln mit hönischer Lust nachspüren.

Ein ähnliches Laster wie die Mißgunst ist auch der Argwohn. Ihn soll der Moslem gleichfalls meiden. Der Argwohn beruht oft auf böswilligen Unterstellungen und führt zu wenig freundlichen Urteilen. So ist er zweifellos Sünde.

Verleumdung, Argwohn, Freude an fremden Gebrechen, alle diese Fehler entstehen letztlich aus einer gemeinsamen Quelle, nämlich aus dem Neid, und sie sind ein Zeichen unedler Engherzigkeit. Wenn wir jeder in seinem Kreise unseren Einfluß anwenden, um

diese moralischen Krankheiten auszurotten, erweisen wir der Menschheit keinen geringen Dienst. Denn nur, indem man diese Laster ausschaltet, entsteht die Möglichkeit, die Bande der Bruderschaft innerhalb der Menschheit fester und inniger zu knüpfen. Sind wir dagegen gleichgiltig gegen jene Laster, so werden wir erleben, wie sie das Fundament der Gemeinschaft hinwegspühlen. Unser Wille aber geht im Gegenteil dahin, uns als wahre Moslems zu bewähren und zu versuchen, ein gesundes Leben zu führen, zum Segen für unser Volk zu werden und Stärke statt Schwäche zu beweisen.

Der folgende Vers unserer Sure spricht aus, daß wir alle gleich sind, und in ihm ruht das Fundament zu einer echten Demokratie. Der Islam ist als durchaus demokratisch anerkannt. Und zwar hebt die moslemische Demokratie jeden Unterschied der Kasten, der Farben und des Klimas auf. Mit Ehrfurcht emporblicken sollen wir allein zu denen, die den übrigen an innerem Werte überlegen sind. Doch ist jeder von uns imstande, den Tugendpreis zu gewinnen, indem er ein rechtliches Leben führt und Muhammads Gebote streng befolgt. Das ist ein Ansporn für jeden einzelnen unter uns, nach den höchsten Zielen zu streben, denn sie sind für jeden erreichbar. Der Islam kennt aber auch unter den einzelnen Nationen keine bevorzugte, keine, die von Gott besonders begünstigt oder auserwählt wäre. Der Islam verleiht auch keiner Dynastie Herrscherrechte, und diese Religion vermeidet es streng, irgend welche besonderen Vorrechte auf eine Priesterschaft oder auf bestimmte Familienverbände zu übertragen. Vielmehr soll der Beste unter den Moslems auch ihr König sein, und jeder, der in der Wissenschaft der Theologie als Gottesgelehrter hervorragt und ein tugendhaftes Leben führt, ist dazu berufen, ihr religiöser Führer zu werden.

Nach alledem vermag der Leser wohl selbst zu beurteilen, was der Islam für die Menschheit zu leisten imstande ist, welchen Kulturfaktor er in der Welt darstellt. Der Islam legt den entscheidenden Wert nicht auf die Zeremonien und beschränkt sein Interesse überhaupt nicht auf das bloß Gottesdienstliche. Sondern seine Lehren umfassen den ganzen Umkreis des menschlichen Lebens. Diejenigen Religionen, die einen allzu großen Wert auf den Ritus und die Zeremonien legen, können der Menschheit nicht viel bedeuten. Kein Wunder daher, daß sie allmählich in Mißkredit geraten! Der Islam dagegen bietet eine gesunde Theologie, eine Theologie, die leicht

zu verstehen ist. Der Islam verkündet Lehren, die der Menschheit im allgemeinen nützlich sind, seine Gebote stehen in bester Harmonie mit der menschlichen Natur. Das alles macht den Islam so anziehend, und das wird ihn immer wieder für die ganze Menschheit im Lichte eines besonderen Reizes erscheinen lassen.

---

## WAS IST DER ISLAM ?

**D**AS Wort „Islam“ bedeutet Friede, und die islamische Religion zielt darauf ab, den Frieden auf Erden auszubreiten. Der Islam sucht die Menschheit zu einer universellen Brüderschaft zusammenzuschließen. Dieses Ideal zu verwirklichen, stellt er eine Reihe grundlegender Prinzipien auf, welche wir zu allen Zeiten im Auge behalten und welche unser Benehmen in jeder denkbaren Situation regeln sollen. Im Geiste dieser Prinzipien führt er auch praktische Einrichtungen durch.

### I.

#### DIE EINHEIT GOTTES.

Der Begriff der Einheit Gottes bildet das erste und wichtigste Prinzip des Islam. Dieses Prinzip ist im Islam auf die breiteste Basis gegründet und besitzt eine allumfassende Bedeutung. So haben die Worte „Religion“ (ar. Din) und „Einheit“ (ar. Tauhid) allmählich denselben Sinn bekommen und werden gewöhnlich für einander gebraucht. Im täglichen Gespräch steht das Wort „Tauhid“ (Einheit) deshalb ohne weiteres für Islam, weil Einheit das Wesen und die Seele des Islam ausmacht. — „Gott ist der Herr, der Pfleger und Ernährer aller Welten“ (Quran 1:1 etc.), und es gibt keinen Gott ausser Ihm. Auch heisst es im Quran „Die Menschheit ist ein Volk“ (2:213). Der Islam kennt kein auserwähltes Volk, und keine Rasse hat irgend welchen Vorzug vor der anderen, noch hat ein Mensch ein angeborenes Vorrecht vor seinen Mitmenschen, ausgenommen dass „wahrlich, der Geehrteste von euch vor Gott ist der Gottesfürchtigste unter euch“ (49:13). Diese Anschauung ist auch die Basis für die islamische Auffassung von sozialer Gleichheit und Demokratie. Der Islam ist die erste Religion in der Weltgeschichte, die — und zwar schon vor 1300 Jahren — gelehrt hat, was heute überall anerkannt ist: dass Gott unter allen Völkern und Rassen der Erde sich

Propheten und Reformatoren erwählte. „Jedes Volk hat einen Gesandten (Rasul-Prophet)“ (10:47). „Wahrlich, Wir haben in jedem Volk einen Propheten erhoben“ (16:36). „Es gibt kein Volk, in dem nicht ein Warner gelebt hat“ (35:24). In solchen Worten spricht sich der Quran aus. Und dementsprechend ist jeder Moslem aufgefordert, an alle Propheten der Welt zu glauben und sie gleicherweise zu verehren. „Wir machen keinen Unterschied zwischen Seinen Gesandten“ (2:285) heisst es. So wird denn vom Moslem tatsächlich erwartet, daß er an die Offenbarungen und Botschaften aller früheren Propheten wie Moses, Jesus usw. nicht anders glaubt, wie er an den Heiligen Quran glaubt. Bezeichnet der Quran die Moslems doch ausdrücklich als diejenigen, „die an das glauben, was an dich (Muhammad) geoffenbart ward, und was vor dir geoffenbart ward“ (2:4). Wir Moslems aber glauben deshalb auch an jene älteren Propheten, weil sie ja Gottes Gesandte waren, und weil die Botschaften, die sie brachten, von derselben göttlichen Quelle stammten, obwohl sie jeweils den Forderungen und Verhältnissen derjenigen Zeiten angepasst waren, in welchen jene Propheten lebten. Doch hindert das keineswegs, dass ihre grundlegenden Wahrheiten durch alle Zeiten dieselben geblieben sind und bleiben mussten. Und auf Grund dieser Erkenntnis fordert der Islam alle Religionen der Welt zu einem gemeinsamen Uebereinkommen und Verständnis auf. Der Quran sagt: „Oh ihr Volk des Buches (d. h. Anhänger der geoffenbarten Religionen), kommt her zu einer billigen Verständigung zwischen uns und euch, dass wir keinem ausser Gott dienen und nichts neben Ihn stellen und dass niemand von uns einem anderen Herrn ausser Gott annehme“ (3:63). Weit entfernt von Rivalität, verlangt der Islam also ein einträchtiges Zusammenwirken zwischen den Weltreligionen, damit sie alle gemeinschaftlich gegen das Uebel ankämpfen und alle verbündet die Ideale der Tugend, Kultur und Zivilisation fördern. Wenn die Menschheit jenen Begriff von der Einheit Gottes, den der Islam gebildet hat, annähme, dann würde die Welt der Verwirklichung des Weltfriedens viel näher kommen, der uns Allen als Ideal vorschwebt. Denn der Islam, das ist die ganze Menschheit, aufgefasst als Bruderschaft.

## II.

### GEBET UND FASTEN.

Die Bruderschaft der Menschheit kann nur auf der Basis der Aufrichtigkeit, Tugend und Wahrheit, sowie des Ehrgefühls aufgebaut

werden. Gegenseitiges Vertrauen ist das Entscheidende für alles organische Leben. Aeussere Gesetze sind unfähig, die richtige Moral zu schaffen und zu sichern. Die wahre Quelle der Rechtschaffenheit ist die menschliche Seele selbst. Und die Sittlichkeit wurzelt in der tiefen Ueberzeugung des Einzelnen von der Notwendigkeit, sich so zu verhalten, dass die Wohlfahrt der Welt dadurch gefördert wird. Sie wurzelt im lebendigen Gefühl, welches uns sagt, dass anders als sittlich zu handeln unter Menschenwürde ist. Die Menschen zum Bewusstsein dessen zu erwecken und sie im Gefühl der Menschenwürde zu stärken, dazu hat der Islam die Einrichtungen des täglichen Gebetes und des Fastens vorgeschrieben. Das Gebet reinigt die Seele. „Das Gebet bewahrt uns vor dem Unanständigen und vor dem Uebel“, sagt der Heilige Quran (29:45). Es hebt die Seele über alle niedrigen Dinge zu Gott empor, der die wahre Quelle des Friedens und aller Segnungen ist.

Das Fasten während eines ganzen Monats in jedem Jahre ist eine andere ausgezeichnete Einrichtung des Islam. Die Moral erfordert, dass der Mensch seine Begierden zügeln lerne. Der Einzelne muss sich selbst zu beherrschen verstehen, und der beste und wirksamste Weg zur Selbstbeherrschung und Selbstdisziplinierung ist das Fasten. In diesem Sinne ist es geradezu der eigentliche Ursprung der Kultur zu nennen. Der Kampf, den wir Tag für Tag während eines ganzen Monats im Jahre führen, stärkt uns in der Fähigkeit, Versuchungen zu widerstehen, Verlockungen zu überwinden und der Leidenschaften Herr zu werden.

Diese zwei Einrichtungen, das Gebet und das Fasten, sind vom Islam als Mittel auf dem Wege zur allgemeinen Reinheit und Moral vorgeschrieben, die ihrerseits wiederum dazu dienen, ein festes Fundament zu legen für die Errichtung der Bruderschaft der Menschheit.

### III.

#### DIE ARMENSTEUER.

Der Islam stellt die Armensteuer, die Sakat genannt wird, auf dieselbe Stufe wie das Gebet. Während das Gebet und das Fasten unsere Pflichten gegen Gott und für unsere eigene geistige Wohlfahrt umschreibt, repräsentiert die Sakatsteuer unserer Pflicht gegenüber Gottes Geschöpfen. Die folgende Quranstelle zeigt die grosse Wichtigkeit, die der Islam der Mildtätigkeit zuerkennt: „Hast du den gesehen, der das Weltgericht leugnet? Er ist es, der die Waise verstösst und treibt nicht an zur Speisung der Armen. Darum wehe



den Betenden, die den Zweck ihrer Gebete nicht kennen, die nur gesehen sein wollen und die Almosen zurückhalten“ (5:107). Vom Moslem wird verlangt, dass er Mitgefühl habe und einen bestimmten Teil seines Verdienstes zur Unterstützung der Armen verwende. Deshalb ist die Sakatsteuer eine streng verbindliche Pflicht für diejenigen, die dazu fähig sind und die Mittel dafür besitzen. Diese Steuer wird durch die Gemeinde gesammelt und verwaltet. Persönliche, private Mildtätigkeit läuft ausserdem neben der Armensteuer her und ist nicht durch Regeln gebunden.

#### IV.

#### DIE PILGERFAHRT.

Diese ist keine Pflicht für jedermann. Nur diejenigen, die die Kosten dafür aufbringen können, sind verpflichtet, die Reise zu unternehmen und die Heilige Stadt Mekka aufzusuchen, wo der Tempel steht, den Abraham errichtet und der Einheit Gottes geweiht hat. Die Pilgerfahrt bezweckt zweierlei:

1. Sie will die Erinnerung lebendig erhalten an Abraham und sein Opfer, an das grosse Vertrauen des Erzvaters zu Gott und an seine hohe, weite und reine Auffassung von der Einheit und Ewigkeit Gottes.

2. Die Pilgerfahrt will Menschen aus den verschiedensten Teilen der Erde zusammenführen und dadurch in ihren Herzen das Gefühl erwecken und stärken, dass sie alle einer grossen Bruderschaft angehören, die keinen Unterschied der Rassen und Farben kennt. Alle Pilger, reiche wie arme, kleiden sich deshalb in Mekka gleichmässig in weisse Gewänder, und solcher Art sind sie darauf hingeleitet, dass sie jenes Gefühl der Gleichheit in sich stärken, die zu verwirklichen der Islam so unablässig bemüht ist.

Kurz, die Einheit Gottes vereint alle Menschen zu einer Gemeinde von Brüdern, die die gleichen Rechte geniessen. Und die Versammlung aller Moslems der ganzen Welt stärkt das weltumfassende Zusammengehörigkeitsgefühl.

#### V.

#### WIE WIRD MAN MOSLEM.

Um Moslem zu werden, ist keinerlei Zeremonie erforderlich. Der Islam ist nicht nur eine rationale, weit verbreitete und praktisch nützliche Religion, sondern er steht auch in vollem Einklang mit den natürlichen, menschlichen Anlagen. Jedes Kind wird mit diesen An-

lagen geboren. Daher bedarf es bei niemandem einer Umwandlung, um Moslem zu werden. Man kann Moslem sein, ohne es irgend jemandem zu sagen. Es ist nur eine reine Formensache für die Organisation, sich zum Islam zu bekennen. Der Grundsatz des islamischen Glaubens ist: „Es gibt keinen Gott ausser Gott, und Muhammad ist Sein Gesandter“.

---

### KURZE MITTEILUNGEN.

Die moslemische Gemeinschaft versammelt sich an jedem ersten Freitag des Monats um 1/2 9 Uhr abends im Hause bei der Moschee, Briennerstraße 7/8 (Untergrundbahn am Fehrbellinerplatz) zu einer freundlichen Aussprache. Es kommen Themen aus den verschiedensten Gebieten des religiösen Lebens zur Erörterung. Gäste, insbesondere die Empfänger und Leser unserer „Moslemischen Revue“, sind uns jederzeit herzlich willkommen.

Bei der großen Not der geistigen Arbeiter in gegenwärtiger Zeit planen wir während des Winters in unserem Räumen auch eine Reihe Autoren-Abende, deren Ertrag ausschließlich notleidenden Schaffenden zugute kommen soll. Wir hoffen, damit dem deutschen Volke, bei dem wir Gastrecht genießen, wenigstens ein kleines Zeichen unserer Dankbarkeit und Teilnahme geben zu können. Der Eintrittspreis für jeden Autoren-Abend soll *M* 1.— nicht übersteigen. Wir bitten schon jetzt um recht zahlreiche Anmeldungen, da unser Plan ganz von hinreichender Beteiligung unserer Freunde abhängt.

Die Redaktion.

---

### REVIEW

The *MUSLIM OUTLOOK*, a weekly journal published from Cape Town, South Africa.

The continent of Africa, especially the part that lies below the Equator, has been for some time the battle-ground of two great religions — Christianity and Islam. It would be difficult to name any American or European Christian missionary society, that is not represented by a goodly number of workers in this field. The continent is simply overrun by them. The Christian missionaries have powerful organisations at their backs, which command immense wealth and influence. The entire continent is divided among the

Christian powers of Europe, and it does not require any great imagination to realise what prestige the religion of the rulers enjoys among the subject peoples, especially in a land like Africa, which has no ancient civilization to offer a set-off to Christianity as other lands do. Islam, on the other hand, has no such prestige or any other advantage in Africa. There are no organisations to support missionary work in the interests of Islam. Whatever work has been done in this respect, has been due to the selfless efforts of private individuals and merchants, and it is no small evidence of the truth and inherent power of Islam that these humble obscure labours of half-educated Muslim traders have been crowned with such success, that Islam seems to be driving Christianity out of the field and the Christian missionaries, with all their hoards of gold and armies of workers, are becoming exasperated. That Islam has been the greatest civilising force in Africa as elsewhere in the past, that it is the only religion that is capable of bringing a lasting peace to the war-weary world and of removing for all time that race-hatred, which lies at the root of all mischief, is a universally admitted fact. In the interests of humanity, in the sheer interests of world-peace, it is of paramount necessity that Islam should be spread, that its message should be reached out to every member of the human race and that the misunderstandings prevailing against it should be removed. We therefore welcome into the ranks of Muslim journalism the *Muslim Outlook* of Cape Town, which is a standard-bearer of Islam in South Africa, and as such deserves encouragement from all Muslims.

The *MUSLIM CHRONICLE*, a weekly journal edited by Syed Erfan Ali and published from Calcutta, India.

What between worn-out types and wretched paper, Indian newspapers are generally very difficult to read. The same cannot, however, be said of the *Muslim Chronicle*, that has been recently started from Calcutta. The types are flawless, the paper used is excellent "holzfrei" feather-weight and the appearance is altogether pleasing. The number of advertisements that appear in its columns show that the journal is popular and promises to be a commercial success. Besides reviews on current politics, the journal brings out excellent articles from various writers on religion, literature and Islamic history, and one occasionally reads romances of Constantinople from the pen of Mr. A. Q. Malik. The series of learned articles on Ibn Batuta from the pen of a scholar of the status and reputation of Mr. A. Yusuf Ali, that has been appearing in the journal under review, would be a matter of honour to any European or American periodical. And may we venture a suggestion? One serial in a journal of the size of the *Muslim Chronicle* is quite permissible, but three serials running along side of one another, as we have seen happening in its columns, are, we must say, a bit too much.

# The Holy Qúran

With Arabic Text.

English Translation and Commentary (1400 pp.)

By MAULANA MUHAMMAD ALI

in three editions: M. 50.—; M. 40.—; M. 30.—

## Muhammad the Prophet

By MAULANA MUHAMMAD ALI

in English

M. 3.50

## Moslemisches Gebetbuch

VON MAULVI SADR-UD-DIN

M. 1.—

„eröffnet . . . auch dem Nichtmoslem den kürzesten  
und besten Einblick in die Lehre des Islam.“

*Lausitzer Landes-Zeitung.*

## Die Religion der Menschheit

VON MAULVI SADR-UD-DIN

M. 0.50

## Der islamische Mensch

VON MAULVI SADR-UD-DIN

M. 0.50

*Diese Bücher sind zu beziehen:*

*Berlin-Wilmersdorf, Brienner Str. 7, Moschee*